**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine

**Band:** 29 (1947)

**Heft:** 27

**Heft**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 04.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 4. Juli 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 27

# Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.50 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlags-Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Stähelin A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreise: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

## Noch einmal die Wirtschaftsartikel

El. St. Sie gehen auch uns Frauen an, und zwar viel; denn jede Regelung des Wirtschaftslebens, und jede Einschränkung der wirtschaftlichen Freiheit droht — erfahrungsgemäß — zuerst zum Nachteil der wirtschaftlich Schwachen angewendet und ausgenützt zu werden. Und die wirtschaftlich Schwächsten im Lande, das sind wir Frauen. Wir leben unter Gesetzen, unter behördlichen Verfügungen, unter staatlichen Maßnahmen an deren Gestaltung uns jegliches passive und aktive Mitsprache- und Mitgestaltungsrecht von vornherein v e r s a g t ist. Schon lange wundre ich mich, daß aus Frauenkreisen nicht ein energisches „Caveant consules" ertönt ist, und die Frauen achtlos an den Gefahren vorübergehen, die für sie in der beabsichtigten Neuordnung der Dinge liegen. Eine einzige solche Erwähnung einer für einen wichtigen Teil unserer Sozialarbeit verhängnisvollen Forderung betrifft allein die in Nr. 25 angeführte Neuordnung für alkoholfreie Wirtschaften. Die großen Interessentenverbände würden die Möglichkeit haben alles in dieser Richtung Gehende, ihnen nicht Passende, zu sabotieren. Und nicht nur da! Für alle möglichen gewerblichen kleineren Unternehmungen, welche bisher manchen verwitweten, geschiedenen, oder sonst durch die Umstände plötzlich zu „Verdienst-Arbeit" gezwungenen Frau, dank ihres Fleißes und ihrer Tüchtigkeit ein selbständiges Auskommen verschuf, werden den Frauen Schwierigkeiten gemacht werden: Fähigkeitsausweis, Bedürfnisklausel usw.

Denkt bei den Frauen niemand mehr an alle die Schwierigkeiten, welche vergangene Krisenzeiten uns gebracht haben: Verbot der verheirateten Lehrerin, Verbot des Doppelverdienertums (vom Doppel-Arbeiten sagte niemand etwas!), von der Maßnahme von der Einstellung fähiger Frauen abzusehen, solange männliche, z. T. auch unfähigere Bewerber da waren? Man malt den Teufel der Großunternehmen, der Genossenschaften, der Trusts an die Wand, die alle unserer Frauenarbeit nie so gefährlich geworden sind wie die oft kleinlichen, egoistischen Beweggründe verschiedener Interessen- und Berufsgruppen, welche immer wieder es verstanden haben, gegen die Berufs- und Erwerbsarbeit der Frau einzuschreiten und sie einengenden Bestimmungen zu unterwerfen.

Der Staat soll in Not geratenen Wirtschaftsgruppen helfen können — er hat das immer tun können und hat es auch unter Druck, oft getan! Als es z. B. in einem Kanton zwischen Genf und St. Gallen einmal einige Zeit lang einen Lehrerüberschuß gab, wurde für die Lehrerausbildung der numerus clausus eingeführt, wobei der freie Wettbewerb um die größte Tüchtigkeit einerseits ausgeschaltet, und anderseits eine Situation geschaffen war, die nach relativ kurzer Zeit zu einem katastrophalen Lehrermangel führte. Warum eigentlich diese schwächliche Tendenz den jungen Menschen mit der Möglichkeit einer guten Ausbildung zugleich quasi eine Versicherung auf eine gute Stelle zu geben? Wer in irgend einem Fach während seiner Lehr- und Wanderjahre, tüchtig, und auch als Charakter reif und zuverlässig geworden ist, wird immer seinen Weg finden, warum muß überall diese Verweichlichung einsetzen, die weder dem Einzelnen noch dem Volksganzen etwas nützt, und nur immer wieder eine Stärkung derjenigen Kreise bedeutet, die sowieso, als die wirtschaftlich Stärkeren überall ihre Interessenpolitik spielen lassen?

Wie wenig unabhängig man den Einflüssen und Methoden gewisser Wirtschaftskreise gegenüber höheren Ortes öfters war — und dies wird in Zukunft bei Annahme des Gesetzes sicher nicht weniger der Fall sein — bewiesen uns in den letzten Jahren gewisse Erfahrungen um den Milchpreis, um eine unbeliebte Getränkesteuer in gewissen Landesgegenden, die nachsichtige Behandlung eines, ein wichtiges Nahrungsmittel in Alkohol verwandelnden Gewerbes usw.

Aber eines müssen wir vor allem festhalten: In Not- und Kriegszeiten hat unser Volk seiner obersten Behörde je und je die nötigen Kompetenzen gegeben um rasch und ohne den langsamen demokratischen Weg die notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Das tut ein Volk, das in solchen Zeiten ein volles Vertrauen zu seinen Landesvätern hat, aber das will nicht sagen, daß dieses Vertrauen auf alle Zeiten hinaus dasselbe sein kann. Aber warum solche Vollmachten quasi legalisieren für normale Zeiten? Wenn auch mit Referendumsmöglichkeit?

Wer irgendwoher als Auslandschweizer, als Fremder in unser Land kommt ist tief beeindruckt über den so stark ausgeprägten materiellen und materialistischen Geist in sozusagen allen Schichten unseres Volkes. Befürworter der Revision stellen die Behauptung auf, daß die Annahme dieser Vorlage die Grundlage bilden müsse zum Ausbau unseres Staatswesens als Sozialstaat. Wir halten diese Behauptung für ebenso falsch wie beschämend. Der Sinn und das Gewissen für soziale Pflichten wächst im allgemeinen, und erfahrungsgemäß — die letzten Jahre der Hilfeleistungen haben das bewiesen — aus einer anderen geistigen Grundhaltung heraus als aus der bis in die letzten Möglichkeiten gehen wollende wirtschaftliche Sicherung. Diese Sicherung wie sie immer wieder von ganz bestimmten Kreisen und Elementen verkündet und angepriesen wird, muß uns aus dem bewegten Auf und Nieder im Lebenskampf und mutigen persönlichen Vorwärtskämpfen langsam aber sicher auf die schiefe Ebene eines katastrophalen Zufalls der persönlichen Initiative, Arbeitsfreude und Einsatzbereitschaft abgleiten lassen, so wie wir es gegenwärtig an dem mit einem solchen Zerfall kämpfenden Frankreich erleben.

Wir Frauen speziell müssen uns immer und immer wieder bewußt all jenen Tendenzen entgegenstellen (und uns nicht durch Schlagwörter blenden lassen!), welche die persönliche Freiheit bedrohen, die freie Initiative lähmen, die Persönlichkeit und die Familie vermassen, denn die Leidtragenden werden in einem Land, wo sie, als inferior geltend, absolut kein Mitspracherecht haben, ersten und letzten Endes doch immer wieder die Frauen sein.

Eine Frau, die bekannt ist für ihre oft träfen und boshaften Bemerkungen sagte zu den Wirtschaftsartikeln lakonisch: „Wenn das so weiter geht, können sich unsere Enkelinnen in 50 Jahren nicht einmal mehr die Nase putzen wie sie wollen."

## Wirtschaft und Kultur

Aus Gründen des üblichen Ueberflusses an Platzmangel ist uns leider nicht möglich, das Referat von Frau Dr. Grob-Schmidt, gehalten an der Generalversammlung des Verbandes für Frauenstimmrecht in Extenso wiederzugeben, weshalb wir uns erlaubt haben, einige für die Frauen besonders wichtige Stellen daraus herauszunehmen. (D. Red.)

Unsere idealistische Frauenbewegung hat zu ihren Trägerinnen noch viele Persönlichkeiten, die in einer Generation und in Kreisen aufgewachsen sind, wo den wirtschaftlichen Dingen entweder nur wenig Interesse entgegengebracht wird oder wo sie von den Frauen systematisch ferngehalten werden. Es ist eines der Charakteristika des früher schon ausgesprochenen städtischen Familienpatriarchats, der Mann allein sich um die wirtschaftlichen Grundlagen des Familienlebens zu bemühen habe. Nach unserem Obligationenrecht ist der Mann als der Ernährer der Familie bezeichnet, und dieser Rechtssatz setzt den Schlußstein unter eine jahrhundertealte Entwicklung. In der großen Familie der Nation, der sozialen Gemeinschaft, die das Schweizervolk bildet, spiegelt sich in großen Umrissen die häuslichen Verhältnisse der Schweizer Familien. Und nun hat die Frau als Individuum sich längst aus jener Schablone emanzipiert. Im großen ganzen hat aber unsere Frauenbewegung die Wendung noch nicht mitgemacht. Wichtige Institutionen haben sich im Rahmen der allgemeinen Sparmaßnahmen schmerzliche Kürzungen ihrer Subventionen gefallen lassen müssen. Ein Zeitungsbericht bemerkte hiezu, daß es den Frauenorganisationen eben immer am Geld fehle. Er sprach damit eine betrübliche Binsenwahrheit aus, wenn wir hinblicken auf Verbände und Vereine, die von Männern geleitet und deren Mitglieder Männer sind. Die meisten haben Geld, viele sogar sehr viel Geld, weil der Mann das Wirtschaftliche von Anfang an aufnimmt in jede seiner Lebenstätigkeiten, und alles mit Einnahmen und Vermögen zu fundieren versucht. Die Frau dagegen ist in der Mehrzahl der Fälle von Kind auf gewöhnt, zu geben, ohne nach Lohn zu fragen, ja Tausende und Abertausende von Frauen sehen die Verwirklichung ihres ureigensten Wesens darin, zu geben ohne zu nehmen. Aber es gibt auch Tausende und Abertausende von Männern, die so fühlen und empfinden und die glücklich wären, ihrem Beruf nachgehen zu können, ohne auf dessen Erwerbsseite zu blicken. Wie manchen Arzt, wie manchen Lehrer hat man schon sagen hören, daß es so schön wäre, an der Lebensaufgabe wirken zu dürfen, ohne stets an den klingenden Erfolg zu denken.

Der bernische Boden ist für unsere heutigen Postulate günstig, denn das bodenständige Bernervolk hat sich bisher nie einer abstrakten Geistigkeit und einer Regierung des Oekonomischen, noch hat es sich je einer vom Wahren, Guten und Schönen abstrahierenden Wirtschaftstätigkeit hingegeben „Geld und Geist", so heißt der Titel eines großen Bauernromans, und sein Verfasser hat in dieser Schrift wie in andern viel an geistloser Geldgier bemängelt. Er tut das aber als Ausdruck der bernischen Volksgesinnung, die unbewußt fordert, daß im Erwerb Maß gehalten werde.

Bei der Vorbereitung der Bürgschaftsgenossenschaft „Saffa" und beim späteren Vollzug dieses Werkes mußten die Kämpferinnen für die wirtschaftliche Frauenemanzipation, die sich darum scharten, verspüren, in wie vielen Kreisen eine Fremdheit und Feindseligkeit der Frauen gegenüber dem Oekonomischen besteht. Man sieht im Oekonomischen mehr die niedrige, materielle Seite des Lebens und gewissermaßen als eine stillschweigende Voraussetzung, die bei Hoch- und Niedrig schon geregelt ist, eine Fiktion, die ja gerade in heutiger Zeit Tausende und Abertausende von erschütternden Gegenbeweisen erhalten hat.

Gerade die schweizerische Volkswirtschaft hat in sich selbst so viel Kulturwert und so viel Kulturformen gefördert, daß man blind sein müßte, wenn man in unserem Lande auch bei näherer Prüfung in einer solch ablehnenden Haltung verharren würde.

Ausgehend von der Firma, die in sich schon ein kleines Organisationswunder sein kann, über-

## Ein Leben lang

«Ein Leben lang» — das war einmal ein Filmtitel. Ein Leben lang Arbeit, Mühen, Sorgen, das war der Erdenlauf so vieler Alter. Sie haben in saurem Schweiß ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen. Kärglich nur blühten die Freuden am Wegrand. Die geringen Ersparnisse fraß lange Krankheit weg. Aber tapfer trugen sie ihre Bürde.
Sorgt doch unser Männervolk am 6. Juli durch ein JA für die Altersversicherung, daß wenigstens auf ihren Abend noch ein Lichtstrahl fällt.

Frauen benützt Euren berühmten indirekten Einfluß und überzeugt Eure Männer zu einem JA.

## Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte

Von Jeremias Gotthelf

Es ist schon einige Jahre her, daß ich an eines Samstags heißem Nachmittage über einen ziemlich öden Berg wanderte. Ich kam von einem Orte her, wo viel Reichtum ist, aber noch mehr Armut, wo die Reichen das Saufen vormachten, die Armen es nachmachten: die ersten, solange sie es vermögen, den Durst löschend mit Wein, die andern aus Mangel an Geld mit Branntwein. Von den Reichen kamen die einen dabei ums Leben, andere ums Vermögen, die Armen in tiefes Elend hinein.

Ich stieg schweren Gemütes den Berg auf und überdachte mir das Unglück und die unbeschreiblichen Folgen, die es hat, wenn an einem Orte von oben herab ein schlechtes Beispiel gegeben wird, wie schlechte, liederliche Vorgesetzte ganze Dorfschaften anstecken und mit sich in Sünde und Elend ziehen können wie in einen Wirbel hinein. Ich zählte in Gedanken mir die Häuser und die Gemeinden auf, die ich durch die Ersten des Orts und die Vorgesetzten verunglückt wußte, und es waren deren mehr, als man glaubt.

Ich dachte mir, wie notwendig es wäre, daß man allen Statthaltern sowohl als auch allen Regierungsstatthaltern nicht nur Gesetze und Dekrete, sondern auch „Lienhard und Gertrud" in die Hände gebe. Zu meinen Gedanken nickten mir wehmütig verserbelte Halmstengel, und magere Röschen sahen mich betrübt an, als ob sie mir wollten klagen helfen, aber, von ihren verhoffenen Besitzern verwahrlost, nicht mehr Kraft hätten dazu. So kam ich den Berg auf in finsteres Tannengehölz, in eine wilde Gegend, wo mir unheimlich zumute war, wenn ich mir die verwilderten Menschen dachte, die hier ringsum wohnen, und wie einsam es hier oben sei. Darum stieg ich so rasch den steilen Weg nieder, daß mich die Knie schmerzten, als ich unten im engen Tälchen war, welchem die Sonne nur dann einen kurzen Blick schenkt, wenn sie in der besten Laune ist.

Einem Wässerchen nach, in dem wenig Wasser, aber viele Steine waren, wanderte ich der Mündung des Tälchens zu, so schnell Hitze und Müde es mir erlaubten. Mich dürstete, und das laue Wasser im Bächlein, das aber zugeilen Tannen trägt und Brücken zerstört, wollte mir nicht munden. Es war lang, das kleine Tal, wollte kein Ende nehmen; der Ort, wohin ich zielte, wollte nicht kommen.

Hie und da lag zur Seite ein schöner Hof, mit dunkelgrünen Bäumen umkränzt, behaglich im Schatten, den ich ihm mißgünstig vergönnte. Endlich, nach einer unendlichen Stunde, tauchte vor mir auf der lange, schmale Ort und seine enge Gasse mit schlechten, schindeldeckten Häusern, wo einst das Feuer eine schreckliche Nacht oder einen furchtbaren Tag den Menschen bereiten mid. So nahe bei der Herberge, vermochte ich noch einige Geschäfte abzutun, konnte meinen Basler Herren einige Säcke Kaffee absetzen, und erst bei einbrechendem Abend setzte ich mich in das wenig anschauliche Wirtshaus.

Noch durstiger geworden durch das Aufschwatzen meiner Ware, bestellte ich mir mein Lieblingsgetränk, das am besten abkühlt, süßen Tee mit Wein, und musterte dann, in einer Ecke der Gaststube sitzend, meine Umgebungen. Die Stube war düster und voll unerträglicher Fliegen, welche die gelben Vorhänge schon ganz schwarz punktiert hatten, die Tische ringsum mit Eisen beschlagen, damit die Gäste sich nicht im Schnitzerhandwerk üben möchten wie Buben in der Schule. Dem Boden sah man an, daß man die Besen schonte, obgleich man im Besenreiserland war, und Wände und Oefen mochten seit Jahren nicht abgerieben oder abgewaschen sein. Gäste saßen, zirka ein halbes Dutzend, vereinzelt an den Tischen, jeder mit einem halben Schoppen vor sich; durch den stinkenden Tabakstrauch hindurch drang der Geruch der in der halben Schoppen enthaltenen Flüssigkeit — es war Branntwein.

Dies fiel mir eben nicht besonders auf, ich hatte es schon an mehreren Orten gesehen; mehr wunderte mich das saure, stöckische Wesen der Menschen. Auf mehrere Fragen erhielt ich keine Antwort, man gab gar kein Zeichen, daß man mich vernommen; und wenn ich endlich eine Antwort erzwang, so war sie kurz und puckt, und wenn ein oder zwei aus der Antwort ein Gespräch machten, so ward es gleich so gehässig und streitte an das Beleidigende, daß ich froh war, mit meinem Tee und meiner Zigarre mich abzugeben und die andern in Ruhe zu lassen.

Ich notierte allerlei in meinem Kalender. Gäste kamen, forderten einen halben Schoppen, ohne zu sagen, was, der Wirt wußte es; endlich kam Gelächter und Geschnatter auf das Haus zu, die Treppe herauf, stockte vor der Türe, immer lauter werdend, so daß ich gar gwundrig auffah, was da kommen wolle. Nach einer Weile wurde die Türe aufgerissen, und herein stiefen fünf Mädchen. Froh wurden sie empfangen von den Anwesenden; es gilt dir, Liseli!", „es gilt dir, Bäbeli!" scholl es aus dieser und jener Ecke. „Bis ume ruehig!" antworteten die Mädchen, taten aber doch ungeniert Bescheid in Branntwein; und wenn sie auch mit dem ersten Schluck nur nippten, so tranken sie doch auf die Mahnung: „Nimm ume, mach nö!" ohne Weigern das Glas halb oder ganz leer.

Sie setzten sich in meine Nähe, und die Wirtin trat zu ihnen mit der Frage: „Womit kann ich aufwarten?" „Bring grad e Maß!" rief lachend das munterste der Mädchen. „Nun, das ist doch vernünftig," dachte ich, „daß die jetzt Wein trinken; aber sie wären noch witziger gewesen, wenn sie nicht in Branntwein Bescheid getan hätten." Die Wirtin brachte die Maß, die Mädchen schenkten ein; aber es sah aus wie Branntwein, es roch wie Branntwein, sie tranken es, wie man den Branntwein trinkt, ja wahrhaftig, es war Branntwein! Fünf Mädchen saßen da wohlgemut hinter einer Maß Branntwein, und kein Mensch machte ein erstauntes Gesicht als ich; es schien ihnen etwas ganz ordinäres zu sein.

Es graute mir ordentlich vor diesen Nachbarinnen, wenn ich mir dachte, was alles vorhergegangen sein müßte, bis sie dahin kamen, ungeniert zusammen ins Wirtshaus zu gehen und eine Maß Branntwein zu fordern, und was dann alles hintennach sich begeben werde, wenn sie diese Maß im Leibe hätten. Ich wischte meine Brille ab, setzte sie auf und rückte noch

## An die Schweizerfrauen

Am nächsten Sonntag findet die schicksalsvolle Abstimmung über die Alters- und Hinterbliebenenversicherung statt. Schicksalsvoll ist sie nicht nur für die alten Leute, deren Lebensabend durch das Resultat der Abstimmung erhellt oder verdunkelt wird, schicksalsvoll ist sie für unsere ganze Volksgemeinschaft, ihre innere Festigkeit, das gegenseitige Vertrauen, den inneren Frieden. — Die Schweizerfrau besitzt kein Mitbestimmungsrecht. Hätte sie es, so wäre der Sieg der Vorlage gewiß. Nun aber sind wir in großer Sorge wegen des Abstimmungsresultates. Gewiß gibt es ehrliche Gegner der Gesetzesvorlage, die so gut wie die andern das Recht haben, nach ihrer Ueberzeugung zu stimmen. Doch sie allein werden die Vorlage nicht zu Fall bringen, wären nicht dunkle Mächte am Werk, ihre Zahl mit raffinierten Mitteln zu vermehren. Es ist ja nicht schwer, die in uns schlummernden egoistischen Instinkte zu wecken und sie tarnen zu helfen. Die Gegner verfügen über große Geldmittel.

Was können wir Frauen tun? Vor allem einmal dies: unsere Gleichgültigkeit über Bord werfen, so begreiflich sie angesichts unserer Rechtlosigkeit ist. Dadurch werden wir auch die Gleichgültigkeit vieler Stimmberechtigter besiegen, denn der Einfluß der Frau, die für eine gute Sache eintritt, reicht weit. Wie sie ihn geltend macht, sei der Ueberlegung jeder einzelnen überlassen. Die Mitverantwortung für das Geschick unseres Landes und für die Folgen eines Fehlentscheides tragen wir auch ohne Stimmrecht.

Zürcherfrauen, werbt für die Abstimmung über die AHV.!

Zürcher Frauenzentrale
Frauenzentrale Winterthur

---

greifend zum Erwerbszweig, zum Verband, gipfelnd in der staatlichen Wirtschaftsintervention, liegt ein Gebilde, das nur mit klarem Denken und unermüdlichem Willen geschaffen werden konnte, also ein Kulturwerk menschlichen Geistes, zu subsumieren dem Bezirken des Wahren, des Logischen. Ehrlichkeit und Genauigkeit, die ein Grundprinzip und eine Grundkraft und -ursache schweizerischen Wirtschaftserfolges bedeuten, sind ebenfalls ein Resultat geistiger und ethischer Kultur.

Wie viel Kulturwille ist zu finden in unserem schweizerischen Detailhandel! Die Schaufenster und die Ausstattung unserer Läden sind häufig Muster von Gepflegtheit und heute auch oft von direkt künstlerischem Wert.

Dabei aber muß eine andere wichtige Beziehung der Wirtschaft zur Kultur gestreift werden. Die Erträge wirtschaftlichen Arbeitens, das Einkommen und das daraus geschaffene Kapital oder Vermögen, ermöglichen es dem einzelnen teilzunehmen an abstrakten, außerhalb der Wirtschaft gelegenen Kulturwerken und Kulturwerten. Sobald das Existenzminimum des natürlichen Menschen gedeckt ist, kann er sich selbst aus kleinen Ueberschüssen an allen Bestrebungen kulturellen Eigenlebens beteiligen, als da sind:

An sozialen Werken durch Beitritt in irgend eine gemeinnützige Organisation.

An häuslicher Geselligkeit, einer wichtigen Stütze der Kultur.

Auch ein kultiviertes Reisen, welches so angelegt ist, daß Geist, Seele, Geselligkeit und künstlerisches Empfinden Förderung erfahren, gehört zum Gebiet der individuellen Kultur.

Und die Frau mit oft großer wirtschaftlicher Begabung, die sich meisterhaft im eigenen Haushalt bewährt, soll sich nicht von der Erwerbstätigkeit fernhalten. Es wäre gut, mit den jungen Mädchen zur Zeit der Berufswahl auch über die Fragen zu sprechen, die uns hier beschäftigen. Jedenfalls muß vor dem Negieren der wirtschaftlichen Seite des Lebens bei den Frauen gewarnt werden, und das zwar egoistisch tönende, aber maßvoll angewandt, so gesunde Prinzip des „Do ut des". „Ich gebe, damit du gebest", sollte auch in der Frauenbewegung vermehrten Eingang finden. Irgendwie hat es etwas Tragisches, eine ganze Volksgruppe, wie die Frauen, oft nur darauf verweisen zu wollen und zu müssen, daß Hingabe und gute Werke ihren Lohn in sich tragen oder dann himmlischen Lohn finden werden.

Warum kann das geschehen. Darum, weil die Frauen jenes wirtschaftliche Grundprinzip des „Do ut des", Ich gebe, damit du gebest, so verlassen und weil der Mann weiß, daß aus ihrem großen Patriotismus heraus die Frau jederzeit wieder da sein wird, wenn es heißt, für die Heimat, für die Armen und die Bedrängten einzustehen. Wenn nun dieser selbstverständliche Lohn nicht selbstverständlich von der andern Seite gegeben wird, muß dann nicht die Frau anders denken lernen?

## Und wiederum Gratulation und Dank an eine Siebzigerin

Frau Dr. Imboden-Kaiser in St. Gallen, eine Bahnbrecherin auf dem Gebiet der Säuglingsfürsorge, wurde am 3. Juli 70 Jahre alt. Eine Unsumme von Initiative, Stoßkraft und Arbeitsfähigkeit schließt dieses Leben in sich. Sie war eines der ersten Mädchen, das in die Kantonsschule St. Gallen eintrat, und die Matura machte, und eine ihrer ersten, die sich ohne Umwege und Besinnen dem medizinischen Studium zuwandte. 1907 begann sie in St. Gallen ihre Praxis als Frauen- und Kinderärztin. Und zwar beschränkte sie sich nicht nur auf eine rein ärztliche Tätigkeit, sondern ging von allem Anfang an auch den Ursachen und Zusammenhängen von Erscheinungen nach, die ihr in ihrer Praxis besonders auffielen. So war sie tief beeindruckt von der damaligen abnorm hohen Säuglingssterblichkeit der Stadt, mit ihren 18 Prozent eine der höchsten in der ganzen Schweiz. Warum und wieso? Während voller zweier Jahre wurden unter ihrer Leitung und Aufsicht monatlich alle Säuglinge der Stadt auf ihren Gesundheitszustand kontrolliert und die Ergebnisse statistisch verarbeitet. Klar zeigte es sich: Die gesunden, normal sich entwickelnden Säuglinge waren sämtlich Brustkinder, während die nicht gedeihen wollenden, kränklichen weitgehend der Muttermilch entbehrten. Die Ursache der hohen Säuglingssterblichkeit liegt also in der mangelnden Stilltätigkeit der Mütter! Das scheint uns heute eine Binsenwahrheit zu sein. Welche Aufklärungsarbeit und Fürsorgetätigkeit es aber brauchte, um zu dieser „Binsenwahrheit" zu kommen, davon macht man sich heute kaum mehr einen richtigen Begriff. In hunderten von Vorträgen weit im Land herum bearbeitete Frau Dr. Imboden die Oeffentlichkeit und wies vor allem die jungen Mütter auf ihre Stillpflicht hin, gab ihnen auch immer wieder Anleitung zur Technik einer richtigen Stilltätigkeit. Sie gründete das erste Säuglingsheim für gefährdete Kinder, das sich im Laufe der Jahre zu einem eigentlichen „ostschweizerischen Säuglingsspital" ausweitete, sie bildete auf der neuen Grundlage fußende, tüchtige Säuglingspflegerinnen heran, Jahr um Jahr instruierte sie auch die Hebammen in den kantonalen Hebammenkursen an der Frauenklinik des Kantonsspitals, sie schrieb eine kleine Schrift „Wie ich mein Kindlein pflege", das von den Zivilstandsbehörden jeder Mutter bei der Geburt ihres Kindes gratis verabreicht wird, sie gründete eine „Schulstation" für junge Töchter und Mütter, in der diese praktisch und theoretisch in die Pflege des Säuglings und Kleinkindes eingeführt werden usw.. Und die unendliche Mühe lohnte sich! Im Laufe der Jahre sank die Säuglingssterblichkeit von den erschreckenden 18 Prozent auf nunmehr nur noch 2 bis 3 Prozent und ist damit eine der kleinsten in der ganzen Schweiz. Und die Stilltätigkeit an der kantonalen Frauenklinik, gewissermaßen als Spiegel der heutigen Verhältnisse, beträgt heute 98 bis 99 Prozent, während sie zur Zeit der großen Säuglingssterblichkeit kaum 47 Prozent betrug. Das ist eine ganz gewaltige Lebensleistung! Nicht nur die St. Gallerinnen, sondern die Schweizerfrauen überhaupt schulden Frau Dr. Imboden warmen Dank, hat doch ihr ärztlich-mütterliches Wirken weit über den Bezirk ihrer engern Heimat hinaus Widerhall und Nachachtung gefunden.

Heute ist sie eine Siebzigerin! Manches ihrer Werke hat sie bereits in andere Hände gelegt. Aber ihr ausgeprägter sozialer Sinn läßt sie nicht ruhen. Nach wie vor betreut sie ihre Patientinnen mit mütterlich sorgender Güte und Gewissenhaftigkeit. Und wo eine neue Aufgabe nach ihr ruft, greift sie zu. So wünschen wir denn von ganzen Herzen, daß ihre Kraft noch manche Jahre erhalten bleiben und ihr lebendiger Geist immer aufs Neue wieder anregend und befruchtend auf Andere wirken dürfe. D.

## Modistinnen merkt auf!

In meiner amtlichen Tätigkeit bin ich wiederholt mit Modistinnen zusammengekommen die darüber klagten, daß ihre Arbeits- und Lohnverhältnisse sie nicht befriedigten und sie darob ihre Freude und Lust an dem sonst so schönen Berufe verlören. Mütter äußerten sich dahin, nie wieder eine ihrer Töchter in eine Modistinnen-Lehre zu geben. Die Arbeitszeit sei zu lange, der Lohn zu klein und von Freizeit keine Rede. Für jeden noch so dringlichen Ausgang müsse die besondere Erlaubnis der Meisterin eingeholt werden, derweilen andere Berufsangehörige ihren Freinachmittag, geregelte Arbeitszeit und größeren Lohn hätten. — Mir taten solche Klagen leid, sowohl um der Modistinnen selbst, als auch um deren Arbeitgeberinnen willen. Denn er ist schön, dieser Beruf, der so ganz dem Wesen der Frau entspricht. Kann sie dabei doch schöpfen und schaffen, der Phantasie freien Weg lassen und nach Herzenslust der Schönheit dienen Und deshalb mußte etwas getan werden, um die Schwierigkeiten zu beheben und den Berufsnachwuchs nicht zu gefährden.

Eine aufgeweckte, tüchtige Arbeitnehmerin war bereit, ihre Kolleginnen zu einer ersten Besprechung zusammenzurufen und dann ging es Schritt um Schritt vorwärts. Unser Ziel war die Gründung eines Verbandes und dann der Abschluß eines Arbeitsvertrages. Beides haben wir nun erreicht. Der Verband nennt sich: Arbeitnehmer-Verband der Modistinnen St. Gallen und Umgebung. Er ist der erste und vorläufig noch einzige der Arbeitnehmerinnen dieser Berufsgruppe. Doch hoffen wir, es folgen ihm bald weitere, oder was noch besser wäre, es würden sich die arbeitnehmenden Modistinnen in einem einzigen, großen Verbande der Schweiz zusammenschließen. Das wäre eine schöne Sache und eine gute. Sie läge auch ganz im Interesse der Meisterinnen, denn nicht gegen sie, sondern mit ihnen wollen die Modistinnen vorwärts gehen. Auch zwischen ihnen soll Zusammenschluß sein, Zusammenarbeit und das selbe Ziel: Hebung des Berufsstandes.

Der Gesamt-Arbeitsvertrag ist am 7. Januar letzten Jahres zwischen der Gruppe St. Gallen des Schweiz. Modistinnen-Verbandes und dem Arbeitnehmerverband der Modistinnen St. Gallen und Umgebung abgeschlossen worden. Er regelt die Arbeitszeit, die normalerweise auf 52 Stunden pro Woche festgesetzt ist, während der Saison aber auf 56 erhöht und in der sog. stillen Zeit auf 48 Stunden reduziert wird. Er sichert einen freien Halbtag innert 2 Wochen, ohne daß die ordentliche Arbeitszeit dadurch verlängert würde. Er vereinbart die Belohnung nur und nach der Ausbildung, wobei der Lohnzahlung eine detaillierte Abrechnung beizulegen ist. Auch Teuerungszulagen kommen zur Auszahlung. Wo bisher bessere Lohnverhältnisse bestanden haben, dürfen diese infolge des Inkrafttretens des Gesamt-Arbeitsvertrages nicht verschlechtert werden.

Die gesetzlichen Feiertage sind ohne Nachholen der ausfallenden Arbeitszeit zu vergüten. Und was ganz besonders erfreut: die Ferienfrage ist ebenfalls gelöst. Nach Abschluß der Lehrzeit werden nach dem ersten Dienstjahr 6 Arbeitstage, nach dem dritten 12 und nach dem zehnten Dienstjahr 18 Arbeitstage als Ferien gewährt. Beim Uebertritt in eine andere Firma darf die Feriendauer bei Arbeitnehmerinnen mit mehr als 10 Berufsjahren nicht weniger als 12 Tage ausmachen. Selbstverständlich handelt es sich um bezahlte Ferien.

Aber auch eine Unfall- und Krankenversicherung hat im Vertrag eine gute Regelung gefunden. Und damit sein Vollzug gesichert und die Förderung des Berufsstandes gewährleistet sei, ist auch eine Berufskommission eingesetzt worden. Sie besteht aus je zwei Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmerinnen, sowie einem neutralen Vorsitzenden.

Die Verhandlungen zwischen beiden Parteien fanden in gutem Geiste statt und sind vom Kantonalen Fabrik-Inspektorat, dem dafür herzlich gedankt sei, geführt worden. — Nun möge der Zunft der Modistinnen ein erfolgreiches Arbeiten, Freude und Mut und eine frohe Zukunft beschieden sein. Dazu wünsche ich ihr einen kräftigen Nachwuchs, auf daß auch die Meisterinnen der Sorge um ihr Personal enthoben seien und der Hut, der neue, schöne, große oder kleine, wieder mehr als heute der heiße Wunsch jeder Frau sein möge. Von diesem Wunsche und dessen Erfüllung hängt die weitere Existenz eines ganzen, schönen Berufsstandes ab.

Anna Zellweger, Städt. Frauenarbeitsamt,
St. Gallen.

## Politisches und Anderes

**Der Bundesrat**

hat vom Marshall-Plan für den Wiederaufbau Europas Kenntnis genommen, wie auch von den Reaktionen auf diesen Plan in den verschiedenen Ländern. Er erklärt die Bereitschaft der Schweiz zur Mitarbeit, wenn sie dazu aufgefordert werden sollte, und wenn der Plan auf dem Boden der Gleichberechtigung aller beteiligten Staaten und frei von jeder politischen Bindung durchgeführt werden wird.

**Ein neues Arbeitsgesetz**

ist in den Vereinigten Staaten trotz des von Präsident Truman abgegebenen Vetos angenommen worden. Es gibt dem Staate weitgehende Rechte. Streikbeginn auf bis 80 Tage zu untersagen, den Zwang der Gewerkschaften auf Arbeitgeber und -Nehmer einzudämmen, und es schwächt überhaupt die bisher erreichten Positionen der Gewerkschaften. Man frägt sich, ob nicht gerade dies Gesetz dazu beitragen wird, den Kampfwillen der mächtig gewordenen Gewerkschaften anzustacheln und so den für die Produktion und das Zusammenleben der Menschen so nötigen Arbeitsfrieden erst recht zu gefährden. Die große Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit, in welcher die Schaffung dieses umstrittenen Gesetzes nur ein Kapitel ist, hat damit neuen Auftrieb erhalten.

**Man wirbt um die weibliche Arbeitskraft**

Anfang Juni ward in England eine Kampagne unternommen, der Industrie mehr weibliche Arbeitskräfte zu gewinnen. Sie fehlen im Textilgewerbe, in Fabriken aller Art, wie auch in Land- und Hauswirtschaft. Noch jetzt arbeiten in der Industrie 671 000 Frauen mehr als vor dem Kriege, jedoch 120 000 weniger als vor Jahresfrist, und 1943, zur Zeit höchster Kriegsanspannung waren sogar 1 488 000 Frauen mehr als jetzt in Fabrikarbeit. Das Gesundheitsamt aber warnt, die Mütter kleiner Kinder oder Frauen mit großem Haushalt aufzubieten. Und manche Frauen argumentieren noch anders: „Wie kann man von uns verlangen, noch mehr Opfer zu bringen, wenn den Männern die Arbeitszeit verkürzt wird wie nie vorher (40 Stundenwoche im Bergbau z. B.)? Und ein weiterer Grund zur Zurückhaltung von Frauenseite liegt in der Tatsache, daß die Regierung — trotzdem sie am großen letzten Labourkongreß in diesem Punkte überstimmt und desavouiert wurde — noch immer den Grundsatz „Gleicher Lohn für beide Geschlechter bei gleicher Leistung" nicht einzuführen gewillt ist.

**Eine Stimmrechts-Oper**

hat ihre Uraufführung im Theater der Columbia-Universität in New York mit großem Erfolg erlebt. Der Kampf der Frauen bis zur Erlangung gleicher Rechte wird in Bildern gezeigt. Den Text von Gertrude Stein hat Virgil Thomson in Musik gesetzt.

**Frauen im Parlament Japans**

In Japan, wo bekanntlich die Wandlung zu demokratischen Staatsformen durchgeführt wird, wurden in den Reichstag (Abgeordnetenkammer) 15 Frauen gewählt.

**Eine neue Pfarrstelle**

für eine Theologin wurde in Rapperswil geschaffen, wo die reformierte Kirchenpflege als Pfarrhelferin V. D. M. Martha Stuber, Biberist, gewählt hat. Wir melden dies hier, weil es so selten geworden ist, daß Theologinnen im Pfarramt volle Arbeit finden.

**Die „Florence Nightingale-Medaille"**

wurde durch das Internationale Rote Kreuz an Schwester Elsbeth Kasser überreicht in Anerkennung ihrer großen, initiativen Arbeit für vom Kriege betroffene Kinder.

**Dr. Marie Feyler †**

In Lausanne starb, 82 Jahre alt, Dr. Marie Feyler, die ihren Beruf als eine der ersten Aerztinnen im Waadtland ausübte. Schon 1912 war sie während des Balkankrieges im Piräus und im ersten Weltkrieg in Frankreich in Ambulanzen tätig.

E. B.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

---

ein wenig vorwärts, um diese Mädchen genau zu betrachten, denn solche Heldinnen im Branntwein kriegt man nicht alle Tage zu sehen. Wie ich sie fand, will ich erzählen, will sie gleich mit dem Namen bezeichnen, womit sie mir später genannt wurden.

Das nächste mir im Auge wurde Marei genannt und hatte ein unverschämtes Gesicht. Die sämtlichen Züge drückten nichts als Frechheit aus; der Mund und die Nase machten sich besonders trotzig, und nur wenn eine Schweinerei erzählt wurde, flog etwas über das lüsterliche Gesicht, das akkurat aussah wie ein Sonnenblick, der in einen Schweinestall scheint. Die Figur war unreif und glich einem unreif abgefallenen Apfel, eingeschrumpft und faftlos.

Das zweite Mädchen hieß Elisabeth und war eine dicke, eingekeilte Gestalt, die man zu einem Sauerkabissämpfer füglich hätte brauchen können, unbeholfen und schwammig. Die Arme waren wie Mäßbirnen im Leibe eingesteckt und sahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Gesicht war rotbrächt, glich aber einer Pflaume, welche eine Krämplerin zum Fingerle zuerchtgelegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Tau nicht abwischen. Die gemeinste Sinnlichkeit guckte sogar aus den Nasenlöchern, und die Augen sahen so klebrig an jeden Burschen auf, als wenn sie wie Harz sich ihm anschmieren wollten.

Stübeli wurde das dritte genannt; es hatte ursprünglich schöne Züge, von der Seite sogar etwas Nobles, aber erdfarb war seine Haut, blaß die Lippen, zahnlos und krankhaft groß der Mund und glanzlos die großen, tiefblauen Augen. Es war lang und hager, reinlich angezogen und tat zimperlich. Man sah ihm von weitem an, daß es eine Näherin war. Manchmal dünkte es einem, als fladere etwas Besseres in ihm auf, und als gieße es den Branntwein nur herunter, um das Bessere zu dämpfen, sich zu betäuben Das gab ihm etwas Träumerisches, das aber immer mehr in etwas Stierendes ausartete, je länger es trank.

Neben ihm saß ein jugendliches Wesen, schwarzäugig, lederfarbig, schweigsam. Es hatte immer am längsten an seinem Glase, es war oft, als schüttle es sich ob dem Trinken, und auf die Letzte machte es immer Komplimente, sich einschenken zu lassen, und wollte am Ende gar nicht mehr trinken. Man nannte es Bäbi; es war das Lehrmeischi der Näherin.

Die Hauptperson aber war Lisi, ein schlank und üppig gewachsenes Mädchen, strotzend von Gesundheit, mit schön roten Backen und kräftigen Armen, weißen Zähnen und heitern Augen, aus denen Lustigkeit und Sinnlichkeit glänzten. Es war ein wahres Modell eines natürlich fröhlichen, gesunden Landmädchens, solange es nüchtern war; später aber brannte eine Sinnlichkeit, die unbändig, aber doch nicht wüst ward Es trat einem ordentlich das Wasser in die Augen, wenn man dieses hübsche, fröhliche, halblich schemende Mädchen hinter der Maß Branntwein sah.

Lisi hantierte mit der Flasche, schenkte ein und ließ mutwillige Spöttereien flädern in der Stube herum, die sich unterdessen angefüllt hatte; denn, wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Es waren jüngere und ältere Männer, aber alle von der Rasse, die ich nicht leiden mag. Unbegrenzte Gier und Frechheit lag auf den gelblichen, ungewaschenen Gesichtern; kein einziges war ein offenes oder geistreiches. Lisi war unter ihnen wie eine Göttin, wie Proserpina in der Unterwelt. Und der Unterwelt, den Webkellern, den finstern Schuhmachers-, Schneider-, Korb- und Besenmacherhöhlen schienen die schmutzigen Gesichter entstiegen zu sein. Ihre klebrigen Kappen hatten sie schief auf den Kopf oder in die Augen gedrückt, die Hände stachen gewöhnlich in den Hosen und wurden nur herausgezogen, um nach dem Glase oder nach Karten zu greifen. Die alten Männer hatten zu spielen angefangen und fluchten und schimpften mörderlich. Neben den Mädchen hatten sich einige Burschen aufgepflanzt; auch die begannen zu ramsen, und die dicke Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das Mensch nun über den Tisch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein. Mitspielen wollte doch kein anderes der Mädchen, nur Lisi sagte, azfange sei ihm gleich, aber auf die Karten verstehe es sich nicht. An dem neben ihm sitzenden, stämmigen, verschmitzt aussehenden Kerl hing es sich an, lehnte sich ganz unbefangen auf seine Achsel und schlug den Arm um seinen Hals, um ihm eine Karte zu zeigen, strich ihm das Haar vom Ohr, um ihm etwas in dasselbe zu flüstern.

Die andern drei Mädchen tranken und neckten sich mit handgreiflichen Witzen; über Mareis Gesicht legte sich ein bitterer, hämischer Zug, und in seinen Augen brannte es unheimlich, wenn es auf das spielende Elisabeth sah und das anhangende Lisi. Ein Glück wars, daß die Leute spielten, mit etwas beschäftigt waren und Karten in den Händen hatten; wenn sie die Hände frei gehabt hätten, ich weiß wahrhaftig nicht, was sie damit angefangen hätten. Ihren Reden nach zu schließen, müßte es auf alle Fälle etwas sehr Wüstes gewesen sein. Aber was die spielende Elisabeth angefangen hätte, wenn sie nicht gespielt, weiß ich. Wenn sie einen Augenblick die Hände frei hatte, so hatte sie etwas zu zicken an den Burschen, bis sie von ihnen einige tüchtige Griffe weghatte, und eben die wollte sie.

So ging es einige Stunden fort; wüst und zum Uebelwerden war es in der Stube, dazu eine gewisse Eintönigkeit, bei der man in einigen Minuten alles wahrnahm, was ganze Stunden darboten. Trübe schimmerten die Lichter durch den Tabaksnebel, dumpf tönten die Flüche, heiser klangen die Gelächter durch die Wolken, gläsern quollen den Trinkenden die Augen aus dem Kopfe.

Mich schläferte; ich wäre gerne zu Bette gewesen, allein ich wollte das Ende sehen und hoffte alle Augenblicke, die Polizei führe es herbei, denn die gesetzte Stunde hatte längst geschlagen. Allein es scheint keine Polizei zu sein im Kanton Bern.

Es ward von Minute zu Minute eintöniger, die Menschen versanken immer mehr in einen geistigen Dumpfsinn, nur einzelne Schimpf- oder Sauworte arbeiteten sich aus den verquellenden Kehlen; es war keine Spur von der wilden, lustigen Aufgeregtheit, der Gesprächigkeit, die der Wein erzeugt. Ich glaube, sie wären alle nach und nach versteinert oder ver-

# Ein Dokument dieser Zeiten

E. B. Thomas Mann, der deutsche Schriftsteller, der aus dem Deutschland Hitlers nach der Schweiz gekommen war und nach fünf Zürcher Jahren sein Domizil nach Kalifornien verlegte, hat ein erstes Mal wieder europäischen Boden betreten. Er wohnte der internationalen Konferenz des PEN-Club in Zürich bei. Man kennt ihn als Meister der Sprache, als Schilderer subtilster innerer Vorgänge; weniger bekannt als seine weltberühmten Bücher dürfte eine Veröffentlichung der 55 Radiosprachen sein, die er in den Jahren 1940 bis 1945 an das deutsche Volk gehalten hat. Wortwörtlich ein „gesprochenes" Buch. Und daher ganz anders als alle anderen seiner Bücher. Er sprach nicht zu Intellektuellen, er sprach zu jedermann, zum Volke, nicht wissend, ob und wie viele der Männer und Frauen in Deutschland es wagen mochten — es war ja lebensgefährlich — den Auslandsender zu hören. Aber es ist kein bloßes sprechen, es ist ein rufen, warnen, flehen, beschwören, das den deutschen Hörer erreichen sollte. Thomas Mann wollte den Deutschen das wahre Geschehen während der Kriegsjahre künden, seine Worte sollten den Nebel der Goebbels'schen Lügenpropaganda durchdringen. Als ein Aufrüttler, ein Agitator hat er gesprochen und daher in einer Sprache, die alles ästhetisierende, alle ihm sonst so leicht zur Verfügung stehende Ironie verpönte, um klar, oft rüde und hart in den so knappen Minuten der Sprechzeit das Letzte herauszuholen, um zu bringen was not tat: Aufklärung und Aufruf.

1942, als wir, Grenze an Grenze zum Hitlerreich, beim reden, schreiben und drucken zum Leisetreten verdammt waren, sind die ersten 25 Reden Manns in Amerika in Buchform erschienen; uns hat diese Ausgabe nie erreicht. Seit 1945 ist die ganze Sammlung in Buchform erhältlich *. Wie Momentaufnahmen geschichtlich gewordener Tatsachen muten diese Aufrufe heute an.

Von Anfang an, auch zur Zeit der großen deutschen Siege — und dies ist wichtig — spricht Thomas Mann aus der festen Ueberzeugung, daß Deutschland diesen Krieg verlieren werde, verlieren müsse:

„Dieser Krieg wird langwierig sein, niemand täuscht sich darüber. Aber je länger er dauert, desto sicherer ist sein Ausgang. Die verworfenen Abenteurer, die die Versklavung der Welt betreiben, fühlen im Grunde, daß sie schon heute verspielt haben, — fühlen es so gut wie ihre gemeuchelten und von jammervollen Scheinerfolgen in Schrecken gehaltenen Völker." (1940).

Optimistisch glaubte Mann 1940 aber auch voraussagen zu können — es war dies ja vor dem deutschen Ueberfall auf Rußland, der die enormen russischen Kräfte gegen Westen in Bewegung setzte —:

„Was am Ausgang dieses Krieges stehen muß und wird, ist klar. Es ist der Beginn einer Weltvereinigung; die Schaffung eines neuen Gleichgewichts von Freiheit und Gleichheit; die Wahrung der individuellen Werte im Rahmen der Forderungen des kollektiven Lebens; der Abbau der nationalen Staats-Souveränität und die Errichtung einer Gesellschaft freier, aber der Gesamtheit verantwortlicher Völker mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten. Die Völker sind reif für eine solche Neuordnung der Welt. Wenn sie es vor 22 Jahren noch nicht waren. — die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben sie reif dafür gemacht."

Doch fügte er einschränkend hinzu:

„Sie sind wahrscheinlich heute reifer dafür, als sie es seien werden nach den Zerrüttungen, den verpestenden und verwüstenden Wirkungen eines Krieges von vielen Jahren. Endete man heute diesen Krieg und ginge ans gemeinsame Werk, — es gibt kein Volk, dessen Aussichten auf eine glückliche Zukunft nicht besser wären, als wenn man den Krieg währen läßt..."

So 1940 — und dann, in immer wieder neuer Form, der Appell an das deutsche Volk, nicht weiter den Verführern durch dick und dünn, leidend und handelnd zu folgen. — 1941, nach der ersten großen Rede Roosevelts, in welcher er die Produktionskraft der USA. gegen das Dritte Reich einzusetzen empfiehlt, sagt Mann:

„Was ihr ahntet, wißt ihr nun. Ihr werdet keinen Frieden haben — nie, solange ihr für die verbrecherische Sippschaft kämpft, die auch heute gängelt. Endlos, uferlos, wird das wüste Abenteuer weitergehen, in das diese Elenden euch verstrickt haben, Jahr über Jahr. ... Was bevorsteht, mag eine ganze Geschichtsperiode wechselseitiger kriegerischer Verwüstung sein, bei der ohne jeden Zweifel der unglückliche Kontinent, der Hitler in die Hände gefallen ist, am schwersten zu leiden haben wird. Dies alles, weil eure Führer der Welt ein System aufzwingen wollen und, um sich zu erhalten, auch aufzwingen müssen, das von der Welt um keinen Preis auch um den höchsten nicht, angenommen werden kann."

Ein Jahr später, als die Deutschen am Don stehen, wird eine ganz andere Lage sichtbar: der Wahnsinn des immer weiter gehenden Krieges und der deutschen Versklavung.

„Nicht Siegestrunkenheit gibt es bei euch zu dämpfen: man muß euch trösten ... wüßtet ihr, wie sicher wir unserer Sache sind, die, für den Anfang und als Vorbedingung alles Weiteren, die Sache von Hitlers Untergang ist! Der ist besiegelt, glaubt mir und fürchtet euch nicht! Er ist eine Weltnotwendigkeit ..."

Auch der Deutschen, die Widerstand leisteten, wird gedacht und die Schuldfrage nicht etwa nur zu Lasten der Deutschen grob verallgemeinert:

„Ich sage: Ehre den Völkern Europas! Und ich füge etwas hinzu, was im Augenblick manchem befremdlich klingen mag: Ehre und Mitgefühl auch dem deutschen Volk! Die Lehre, daß man zwischen ihm und dem Nazitum nicht unterscheiden dürfe ... wird zuweilen in den Ländern der Alliierten vertreten; aber sie ist unhaltbar und wird sich nicht durchsetzen. Zuviele Tatsachen sprechen dagegen. Deutschland hat sich gewehrt und fährt fort, sich zu wehren, so gut wie die andern ..." und er erinnert an die 200 000 politischen Häftlinge, die es bei Kriegsausbruch in Deutschland gab.

Doch sagt er, als im Herbst 1943 die großen Luftangriffe auf deutsche Industrie- und Hafenstädte begonnen hatten:

„Die Bestialität der Nazis, ihr Vandalismus, ihre stupide und lasterhafte Grausamkeit, das Maß ihrer Untaten, von dem ihr in Deutschland wahrscheinlich nur eine schwache Vorstellung habt, — das alles hindert niemanden in der Welt, das Entsetzen und Elend grauenvoll mitzuempfinden, das durch die englisch-amerikanischen Luftangriffe auf deutsche Industrie- und Hafenstädte auch über so viele unschuldige Menschen gebracht wird. ... aber die Art, wie die Nazipresse sich über dies Unglück ergeht; wie sie es ausnutzt, um Flüche, die dem deutschen Fascismus gebühren und von denen er wohl weiß, daß sie auf ihm ruhen, den Fluch der Barbarei, den Fluch der Schändung der Menschlichkeit, von sich ab und dem Gegner zuzuwälzen ... das alles ist so blöde und erbärmlich, daß dem gesitteten Herzen das Mitleid vergehen könnte." ... Rache und Bezahlung? Sie sind da. Am deutschen Volk rächt sich sein Wahn und Rausch; bezahlen muß es für den Glauben an sein Vorrecht zur Gewalttat, den schurkische Lehrer ihm eingegeben und leider ist es nur ein Anfang der Bezahlung. Muß man euch Deutschen sagen, daß, was ihr heute leidet, nicht der Grausamkeit und Brutalität der Fremden entspringt, daß es alles aus dem Nationalsozialismus kommt? Der trug es in sich von Anfang an. Das wollte gesehen sein 1932 und 1933. Daß Deutschland es nicht sah, als noch Zeit zu sehen war, ist seine schwere Schuld. Es trägt die Schuld nicht allein. Dem Fascismus ist von außen geholfen worden — nicht aus Friedensliebe allein, sondern aus schlimmen Gründen. Aber immer war klar, daß eines Tages die Welt sich würde stark machen und aufstehen müssen zur Austilgung dieser Pest ..."

Von dieser Zeit an wird immer und nur noch darauf hingezielt, die Deutschen zur Waffenstreckung, zur Abkürzung des verlorenen Krieges aufzurufen. „Wo seid ihr, Deutsche, die ihr begreift, daß deutsche Ehre und Mut jetzt nicht im ‚Durchhalten', daß sie in der Unterwerfung bestehen unter den Willen der Menschheit?" (Dezember 1943) ... Ein ewiges Kopfschütteln wird sein über ein Volk, das deutsche, das, wo längst aller Wahn, alle Hoffnung zerstoben, weiterkämpft, mit Löwenmut, mit unsinniger Zähigkeit weiterkämpft, bis Europa ein rauchendes, von wenig wölfisch schweifenden Halbtieren bewohntes Trümmerfeld ist — nur um einer handvoll erklärter Schurken und Lüftlinge der Macht das Leben zu fristen, deren Herrschaft ihm selbst unsäglich zur Last und der Welt ein für allemal unannehmbar ist." (Februar 1944.)

Thomas Mann konnte die Aspekte nicht kennen, unter denen dann, nach noch weiteren fünfzehn Monaten fürchterlichen Krieges, endlich das Kriegsende kam. Ein Ausspruch aber, der schon im Januar 1942 getan wurde, erinnert in seinem Gehalt an das, was jetzt die Deutschen Bergengruen und Reinhold Schneider ihrem Volke in Gedicht und Prosa sagen; schon damals rief Thomas Mann den Deutschen zu: „Nicht siegen müßt ihr, denn das kommt ihr nicht. Ihr müßt euch reinigen. Die Sühne, um deren Vermeidung ihr kämpft, muß euer eigenstes Werk sein ..., sie muß von innen kommen ..."

Man kann und soll nicht in der Rückschau leben. Aber es ist nötig, die Zusammenhänge zu überblicken, aus denen die Nöte der Gegenwart herausgewachsen sind. Und deshalb hat auch heute das Lesen dieser nun verhallten Reden seinen Sinn.

* Deutsche Hörer! fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland von Thomas Mann. Bermann-Fischer Verlag, Stockholm.

# Thomas Mann: Nietzsche im Lichte unserer Erfahrung

**Vortrag am ersten Kongreßtag des Internationalen PEN-Klub in Zürich.**

Von Gerta Heider-Hartog

Mit hochgestimmter, ja feierlicher Erwartung sah man in Zürich der Wiederbegegnung mit Thomas Mann entgegen, anläßlich seines Vortrages über Friedrich Nietzsche am ersten Kongreßtag des Internationalen PEN-Klub. Seit Thomas Mann im Winter 1936/37 in seinem Aufruf „Achtung Europa"*, den er an die junge Generation richtete und den er zuerst in Zürich veröffentlichte, und in seinem auch heute noch so ergreifenden „Briefwechsel"** mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn, welche ihm den Titel eines Ehrendoktors entzogen hatte, zum „politischen" und einem der wahrhaft repräsentativen Vorkämpfer der Menschenwürde und des Adels des Geistes geworden war, haben wir in den vergangenen Jahren tiefster Bedrängnis uns immer wieder der Stimme des uns befreundeten Dichters und ihrer befreienden Botschaft und Wahrhaftigkeit seines Gedankens anvertraut. Zwar blieb es der amerikanischen Harvard-University vorbehalten, ihm, dem großen Europäer die verlorene Doktorwürde wiederzugeben mit der Begründung, daß sie „.. den weitberühmten Schriftsteller, welcher, indem er vielen unserer Mitbürger das Leben deutete, zusammen mit ganz wenigen Zeitgenossen die hohe Würde der deutschen Kultur bewahrt, zum Doktor der Philosophie ehrenhalber ernannt und ausgerufen habe." — Aber auch, nachdem Thomas Mann sein Schweizerisches Exil mit der ihm später verliehenen amerikanischen Staatsbürgerschaft und dem ständigen Wohnsitz in den Vereinigten Staaten vertauscht hatte, erreichte uns sein Wort, nicht allein im Zauberspiegel seiner Dichtungen. In bedeutsamen zeitgemäßen Reden und Schriften: „Vom zukünftigen Sieg der Demokratie", vom „Problem der Freiheit," sowie in jenen von einem heiligen Zorn erfüllten 55 Radiosendungen an die „Deutschen Hörer" drang seine beschwörende Sprache über's Meer auch zu uns als standhafte und unermüdliche Hüterin der Verantwortlichkeit des europäischen Geistes, als Stimme der Verantwortlichkeit des Geistes schlechthin: „Das Geheimnis der Sprache ist groß, die Verantwortlichkeit für sie und ihre Reinheit ist symbolischer und geistiger Art, sie hat keineswegs nur künstlerischen, sondern allgemein moralischen Sinn ...!"**

So ist es auch zweifellos heute ein im weiteren Bedacht politisches und moralisches Anliegen, das Thomas Mann veranlaßt haben wird, in seiner Rede im PEN-Klub Rechenschaft abzulegen über Nietzsches Bedeutung für unsere gegenwärtige Zeit, über Nietzsche „im Lichte unserer Erfahrung". Denn kein anderer Dichter und Denker des Abendlandes wird heute begreiflicherweise so oft als geistiger Wegbereiter jener verhängnisvollen Irrlehren bezeichnet, die Europa bis an den Rand des Abgrundes geführt haben, wie Nietzsche. Julien Benda, der Verfasser der „Trahison des clercs"***, um einen der gewichtigsten Zeugen zu nennen, kommt in seinem Aufsatz über „Nietzsches Anteil an der Gestaltung unserer Zeit"*** zu der schwerwiegenden Schlußfolgerung: „Nietzsche ist der Apostel der Gewalt. Dieser Titel bleibt ihm trotz einigen Stellen humanitären Inhalts, genau so wie Spinoza seinen Titel als Apostel der Gerechtigkeit nicht deshalb verliert, weil er irgendwo die Berechtigung der Sklaverei anerkannt hat." Nietzsches Moral: „Es sind nur die Schwachen, die die Einhaltung der Verträge verlangen, nach Gerechtigkeit hungern nur die Sklaven, die Gerechtigkeit ist eine Fessung, auf die sich die Feigen zurückziehen" (Wille zur Macht) oder Zarathustras Lehre: „Seid hart ohne Mitleid. So werdet ihr herrschen!", Nietzsches Vergöttlichung der Grausamkeit, „welche sich durch die ganze Geschichte der höheren Kultur hindurchzieht", „ohne Grausamkeit kein Fest", — fanden eine große Anhängerschaft unter den französischen Schriftstellern, die zu Anfang des Jahrhunderts wirkten. Die Wirkungen der Nietzsche'schen Moral war nicht geringer als die der „Réflexions sur la violence" von Sorel, der mit Bewunderung zahlreiche der hier zitierten Nietzsche-Stellen angeführt hat." Auch wenn im Werke Nietzsches, so erklärt Julien Benda, „sich das Gegengift gegen die zitierten Behauptungen finden lasse," so findet dies doch nicht, daß der „Kult der Gewalt und die Verwerfung aller den Schwachen einzuräumenden Rechte sein Werk überschattet, daß Nietzsche dadurch als Schirmherr der deutschen Aktionswelle anzusprechen sei, die heute die Welt überflute. Er würde vielleicht als Augenzeuge und Zeitgenosse stöhnen: „Ich habe es nicht gewollt." Wir würden ihm antworten: „Der Mann der Tat verantwortet seine Taten; der Philosoph seine Gedanken."

Nietzsches Einfluß auf die Entwicklung des späten 19. und 20. Jahrhunderts abzuleugnen oder zu bagatellisieren, wie dies auch schon versucht wurde, dürfte wohl vergebliche Liebesmühe sein, auch wenn wir wirklich heute, wie Fritz Ernst annimmt, „ihm nicht oder nicht mehr verfallen sind."*

Nimmt man etwa die Nietzsche-Auswahl der Krönerschen Taschenausgabe aus dem Jahre 1923: „Worte für werdende Menschen" zur Hand, die vieles der späterhin zu gefährlichen Schlagwörtern mißbrauchten Nietzsche-Aussprüche enthält, so liest man im Vorwort des Herausgebers, Wilhelm von Hauff, der sich, nebenbei gesagt, als Autor eines „Im Siegeswagen des Dionysos" beliebten „wissenschaftlichen" Romans über Nietzsches Lehre vom Leben zu erkennen gibt, daß „die Jugend unter den neueren Denkern keinen besseren Führer zu einer Gesundheitslehre des Lebens finden kann als eben Nietzsche".

In der erst kürzlich erschienenen Revision der Philosophie Nietzsches von Otto Flake** heißt es sodann wörtlich: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Nietzsche für die Greuel der Hitlerzeit mitverantwortlich ist". Und weiter: „Man kann in Nietzsche ein Gleichnis des deutschen Wesens sehen: weitgreifend, sich vergreifen und büßend durch das Mißlingen — der Zusammenbruch dort, der Zusammenbruch hier. Auch Wahnsinn ist Gleichnis: für die Flucht vor der Wirklichkeit, nachdem sich herausgestellt hat, daß Idee und Praxis nicht vereinbar seien." Flakes Auffassung erinnert an diejenige von C. G. Jung, nur mit dem Unterschiede, daß Jung das deutsche Problem und seine Beziehungen zu Nietzsche aus unvergleichlich tieferen allgemeinseelischen Zusammenhängen zu ergründen sucht.***

Wenden wir uns nun aber zu Thomas Mann zu

* Tagesanzeiger der Stadt Zürich, 14. und 16. November 1936.

** Thomas Mann: Ein Briefwechsel. Verlag Oprecht Zürich 1937.

*** „NZZ." 12. April 1942.

*N. Z. Z. 14. 10. 44. „Zum 100. Geburtstag Nietzsches".

** Otto Flake, Nietzsche, ein Rückblick auf eine Philosophie, Kepler-Verlag, Baden-Baden. 1947.

*** C. G. Jung, Nach der Katastrophe. N. Schweizer Rundschau. Juni 1945.

## Kleine Tessinerbilder

Von Ida Frohnmeyer

**Womit beginnen? —**

Ich schließe die Augen, um den innerlich laufenden Film zu betrachten, der in den vergangenen Wochen vom dankbaren Herzen aufgenommen worden, und als erstes sehe ich einen Weg, der hinter einem grauen Dörfchen verheißungsvoll aufleuchtet, mit muntern Windungen weiterlockt, um dann bei einer winzigen Kapelle plötzlich abzubrechen — wohl damit wir die kindlich lächelnde kleine Heilige begrüßen können. Hinter ihr wird der Weg wiederum sichtbar, oder nein, es sind ihrer zwei geworden. Der eine steigt steil hinauf, über ungefüge Steine und zwischen derart dichtstehenden Bäumen, daß er rein nichts verrät. Ich betrachte ihn mißtrauisch, und erst im Rückblick begimnt er zu locken und zu rufen, so daß ich mich wenige Tage später anschickte, ihn wirklich hinaufzusteigen, um dabei von einer Verzückung in die andere zu geraten ...

An jenem ersten Tag aber folgte ich dem Weg zur Rechten, der über einen Bach weg in ein kleines Wiesland führte, zur Linken von steilem Wald, zur Rechten von schwarzen grotesken Felsbrocken begrenzt. Und das kleine Wiesland liegt da — eine Insel des Friedens, und der Weg ist schmal und sammetweich geworden und hat sich da und dort einen Buschen Heidekraut und langstielige Enziamen angesteckt. Dann steigt er sachte an — die Wiese breitet sich aus wie in aufatmender Freude, und nun sehen wir, wie sich an ihrem Ende über niedern Baumwuchs hinweg jenseits des Tals die stolzen Felswände erheben, die den Eingang ins Maggiatal bewachen. Dunkles Gewölk hat sich dort hinten zusammengeballt, und die Sonne bricht daraus hervor mit breiten, flammenden Strahlenbündeln. Aber über das Wiesland neigt sich der Himmel in seliger Bläue, und Gras und Weg scheinen von keines Menschen Fuß je betreten worden zu sein. Ob dies Fleckleln Erde nicht ein Zipfelchen der Himmelswiese ist, das versehentlich heruntergefallen?

Mein Film ist keineswegs sinnvoll zusammengesetzt, denn von der kleinen Wiese weg stellt er mich plötzlich ins Atelier eines Malers. Doch nein, die Verbindung die „Ueberblendung" ist da: das liebe kleine Dorf, das ich beim Nachhausekommen durchschritten, hat sie hergestellt, denn dieser Maler versteht wie kein anderer, verschwiegene Höflein, halbverbröckelte Mauerbogen und Treppengänge, geheimnisvolle Winkel und Gäßlein mit Pinsel und Stift festzuhalten. Nicht in bunten Farben, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, sondern im weichen, nur leichtgefärbten Grau, das den Zauber des Tessinerdorfes ausmacht.

Die Behausung des Malers — eine ins Wohnliche und Behagliche gewandelte Remise — steht inmitten eines großen, herrlich wilden Gartens, dessen Besitzer noch einer der wenigen „echten" Monte Verità-Leute ist. Sein kräftiger Oberkörper ist nur mit Luft bekleidet; die dichten grauen Haare fallen lang über die Schultern herab; aus dem bärtigen Gesicht grüßen unglaublich blaue, Güte ausstrahlende Augen. Als er mir bei unserer ersten Begegnung aus einem Rebgang entgegentrat, glaubte ich einen Augenblick, ein lebendig gewordenes Böcklin-Bild zu sehen.

Was zeigt mein Film als nächstes Bild?

Er scheint sich in Extremen zu gefallen. Denn alles Leuchten ist ausgelöscht. Es ist Nacht, dunkle Nacht, darin das blaue Wunder des Sees zum schwarzen Abgrund geworden. Ich sitze in einem Boot, und die Ruder tauchen in das schwarze Wasser und tragen mich weg vom lichterhellten Ufer, so weit weg, daß seine Häuser und Türme allmählich verschwinden und nur eine Handvoll Glitzersteine übrigbleibt.

Wie herrlich ist die dunkle Stille, darin alle Stimmen, alle Formen ertrunken. Da — plötzlich fast — liegen auf dem schwarzen Wasser lange zitternde Farbenbänder — rote, grüne, blaue, gelbe! Sie flattern nieder von den Lampions des tief unten am Wasser gelegenen Grotto, und nun hören wir auf verwehte Saitenklänge, hören eine warme, dunkle Männerstimme, die in unnachahmlichen Tonfall des Tessiners ein Volkslied singt. Das Boot gleitet dicht an den zitternden Bändern vorbei — wie sie glühen über dem schwarzen Abgrund! —, und nun sehen wir, daß sie tanzen dort unten auf dem schmalen Bretterboden unter den schaukelnden Lampions. Junge Paare sind es wohl, die auf leichten Füßen die lange steinerne Treppe heruntergestiegen und nun im Glanz der farbigen Lichter, im Glanz ihrer frohen Herzen das rhythmische Spiel der Glieder auskosten. Es ist schön und traurig zugleich, an dieses Spiel so nahe dem schwarzen Abgrund zu denken ...

Und wieder geht es um ein Spiel.

Von der Piazza weg hat uns ein Weglein zu einer Türe geführt, die ein erhelltes Kellergewölbe vor uns auftut. Es stehen schmale Bänke darin, in dichten Reihen niedersteigend. Im Hintergrund wird eine kleine Bühne sichtbar — wir sind im Marionettentheater des Meisters Flach, der mit Hilfe seiner geschickten Truppe die dummen Erwachsenen in Klage, weil dem Wunder glaubende Kinder verwandelt. Wer zum Beispiel hätte nicht darauf geschworen, daß die Augen des weisen Sophokles lesend über die Seiten seines Buches geglitten, daß die schöne indische Prinzessin nicht wirklich gewimt habe? Und hat die prächtig gegliederte Schlange, die so wunderschön tanzen konnte, nicht fein und wissend gelächelt? Und hat der blasierte Kerl, der unentwegt in der andern Freudenwein das Wasser seiner Nüchternheit goß, nicht wahrhaftig gegrinst? Und das Schönste: hat der von der Prinzessin Erwählte sich ihr nicht liebeatmend zugeneigt, hat er ihr nicht zarteste Worte zugeflüstert? — Kein Wunder, daß das kleine Theater, das zweimal wöchentlich zu spielen pflegt, jeweils ausverkauft war und dies, trotzdem mit einer Sicherheit, als gehöre es zum Programm, die dem Keller Entsteigenden von Blitz und Donner und klatschenden Regengüssen begrüßt wurden. —

Und nun mein letztes Bild!

Tief im Wald steht eine würdevolle, große Steinkirche. Doch ist sie es nicht, die unsere Aufmerksamkeit fesselt, sondern ein dicht neben ihr stehendes, winziges, uraltes Kapellchen. Oh, es überstrahlt die große Schwester bei weitem, denn es hütet ein Geheimnis.

Das Geheimnis ist nicht verbunden mit der Gestalt

rück und bemühen wir uns, seinen Ausführungen zu folgen, so hier vorausgeschickt, daß ein noch so gewissenhaftes Résumé seiner Gedanken niemals den vollständigen und eigentlichen Gehalt seiner Rede wiedergegeben vermag (die im übrigen demnächst im Druck erscheinen soll). Denn bei kaum einem zweiten Schriftsteller unseres Zeitalters kommt es in diesem Ausmaß auf die präzise schöpferische Wortprägung und individuelle Schattierung seiner Aussage an, wie bei diesem über einen schier unversiegbaren Sprachschatz gebietenden Meister der deutschen Prosa.

Thomas Mann begann seine Charakterzeichnung mit dem Bilde des jungen Nietzsche, der als ein „zartes und artiges Kind" im väterlichen Pfarrhause aufwachsend selbst als der „kleine Pastor" angesprochen wurde. „Was war es?", so fragte Thomas Mann, „das Nietzsche ins Unwegsame führte? Sein Schicksal! Sein Schicksal war sein Genie. Aber sein Genie hatte noch einen anderen Namen: Krankheit. Das Medizinisch-Pathologische ist ein Aspekt seines Wesens. Doch kommt es immer auch darauf an, wer krank sei. Ein Durchschnittsmensch oder ein Mensch von hochkünstlerischer Verfassung wie Nietzsche oder ein Dostojewski. Auf Nitzsches Genius wirkte die Krankheit zugleich zerrüttend und steigernd. Sie erklärt sein überschwängliches Selbstgefühl, seine verzweifelte Grausamkeit, mit der er über alles gesprochen, über das Christentum, über die Musik Richard Wagners, ohne je das Gefühl zu haben, ihnen zu nahe zu treten. Und doch gab dieser Antichrist seiner Autobiographie den allerchristlichsten Titel: „Ecce Homo!" Trotz aller Wiedersprüche", so meint Thomas Mann, „ist es doch eine einheitliche Vorstellung, die seine Lehren beherrscht: die fanatische Bejahung des Lebens, dem die Ideenkomplexe: Instinkt Kunst und Kultur nah verbunden sind, und denen Vernunft, Wissenschaft und Moral als feindlich zerstörende Elemente entgegenstehen. Nur als ästhetisches Phänomen ist das Leben gerechtfertigt. Die Kunst als schöner Schein steht höher als die Moral. Das Ziel der Menschheit steht Nietzsche nur noch in den höchsten Exemplaren. Dieser Individualismus und dionysische Aesthetizismus gehören jedoch nicht Nietzsche allein an." Thomas Mann verweist auf die auffallende Verwandtschaft Nietzsches mit Oskar Wilde. „Auch für ihn galt nur der Schein. Durch die Kunst wurde die Lüge geheiligt. Ihm schenkte Nietzsche seine ganze Sympathie und sah in ihm nach seinem persönlichen Opfertod so viel wie einen Märtyrer des Immoralismus. Denn Nietzsche selbst suchte die Heiligung in der askeischen Entsagung — sogar der Tugend: „Ich will es so schwer haben wie irgend ein Mensch". Seine Wahrheit bedeutet aber nichts anders als die Selbstaufhebung der Moral. Als ein Dichter hat Nietzsche sich nichts Böses dabei gedacht. Alles, was Tiefe hat, sei böse. Und das Leben gehe über alles. „Warum?", fragt Thomas Mann. „Das hat er nie gesagt! Keine Instanz außerhalb des Lebens, keinen Richter über sich habe Nietzsche anerkannt. Jedoch im Geiste des Menschen", wiederegt ihn Thomas Mann, „beruhe ja schon die Selbstkritik des Lebens."

„Zwei Irrtümer sind es, die das Leben Nietzsches zerstören: Erstens seine völlige Verkennung des Verhältnisses von Intellekt und Instinkt. Die Forderung, daß der Instinkt, daß Trieb und Wille im Menschen dominieren müßten, sei etwas Absurdes. Sollte doch die einfachste Generosität schon dazu herhalten, das schwache Lämpchen der Vernunft zu hüten! Der zweite Irrtum besteht in Nietzsches ganz falschem Verhältnis von Moral und Leben. Ethik ist Lebensstühe. Nicht die Moral ist der wahre Gegensatz zum Leben, vielmehr die Schönheit ist verbunden. „Als Sokrates und Plato anfingen, von Wahrheit und Gerechtigkeit zu sprechen, da waren sie keine Griechen mehr, sondern Juden — oder ich weiß nicht was." „Nun die Juden," sagt Thomas Mann, „haben sich trotz ihres starken Moralsystems als gute und ausharrende Kinder des Lebens erwiesen. Sie haben neben ihrem Glauben an einen gerechten Gott die Jahrtausende überdauert, während das liederliche Aesthetenvolk und Artistenvölkchen der Griechen sehr bald vom Schauplatz der Geschichte verschwunden ist." (Dabei ist Nietzsche jedoch weit von allem rassischem Antisemitismus entfernt.) — Nietzsche verurteilte die Friedensliebe: „die verächtliche Art vom Wohlbefinden, von den Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andere Demokraten träumen!" Es war für ihn nicht genug, daß die gute Sache den Krieg heilige. Es war der gute Krieg, der jede Sache heiligt! Wenn man nur bedenkt, welches Verderben selbst der für die Menschheit geführte Krieg angerichtet hat! Am schlagendsten wird Nietzsche, von dem gleich ihm der Familie der Romantiker entstammenden Novalis widerlegt: „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke; des kräftigen Lebens, das man auch das Ideal der ästhetischen Größe benannt hat. Es ist das Maximum des Barbarentums und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten." Hat Nietzsche die erstaunliche Stelle gekannt? Sicherlich. Zur Erzeugung seines Uebermenschen, jenes prangenden Tyrannentypus, schien ihm die Demokratie gerade gut genug. Das Soziale verneinte er, weil es moralisch war, und Moral für ihn gleichbedeutend mit bürgerlicher Moral. Nicht ganz umsonst ist sein Wort vom „gefährlichen Leben" in den italienischen Faszismus übergegangen. Und seine wirklichen Verirrungen: die Behauptung von der Notwendigkeit der Sklavenhaltung, seine Ehrvorschriften, die Krankentötung und seine Ansichten über die Rassenhygiene wurden von der Schundideologie der Nationalsozialisten übernommen. Und dennoch, man sollte sich nicht täuschen lassen: Der Anblick jener crapule größenwahnsinniger Kleinbürger hätte bei Nietzsche eine starke Migräne mit allen ihren Begleiterscheinungen gezeitigt. Der Faszismus als Massenfang, als letzte Pöbelei und elendestes Kulturbanausentum, das je Geschichte gemacht hat, ist dem Geiste dessen, dem alles um die Frage ging' was nornehm ist, im tiefsten fremd. Es war das plumpste Mißverständnis, daß das deutsche Bürgertum Nazieinbruch mit Nietzsches Träumen von kulturerneuernder Barbarei verwechselte. In Wahrheit, sagt Thomas Mann, „sei der sozialistische Einschlag bei Nietzsche ebenso stark als der, den man den fascistischen zu nennen versucht sein mag: „Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu! Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge stecken, sondern frei ihn tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft." „Der Wille, das Materielle mit Menschlichem zu durchdringen — dies' bedeutet geistigen Sozialismus im weitesten Sinne. Wenn Nietzsche einen europäischen Völkerbund voraussah als unvermeidliche Völkergemeinschaft, in welcher jedes Volk die Stellung eines Kantons einnehmen würde, wenn er den angelsächsischen Nationen die Herrschaft der Erde zuwies und das deutsche Element dabei als ein gutes Ferment betrachtete, denn es verstehe nicht zu herrschen, wenn er das Herauskommen Rußlands und die Bildung eines West- und Ostblockes in Europa vorausnahm, so sind dies frappante Ergebnisse für einen so unpolitischen Menschen wie Nietzsche, für den die Kultur an erster Stelle steht. Die Beurteilung Nietzsches als eines zentrumslosen Aphoristikers müsse aufgegeben werden." Hier wendet sich Thomas Mann gegen die Anschauung, wie sie auch Julien Benda vertritt*: „Um einen solchen Autor (wie Nietzsche) richtig zu lesen, muß man jeden seiner Aphorismen für sich nehmen, das, was an dichterischer Schönheit und ideologischem Stimulans in ihm steckt, genießen, sich aber davor hüten, in dem Gesamtwerk eine zusammenhängende Philosophie zu sehen." Auch erkennt Thomas Mann Nietzsches Bedeutung weniger in seiner Lyrik und in seinem zwar „populärsten Werk" „Zarathustra" als in seinen Essays und kulturphilosophischen Schriften. Doch, wenn Benda von Nietzsches Gewaltkult sagt, „daß er kein ästhetischen Ursprungs sei, und daß der Dichter des „Zarathustra" wohl kaum an seine praktischen Auswirkungen gedacht habe", so ist Thomas Mann hierin mit ihm einig: „Wer Nietzsche wörtlich nimmt, ist verloren. Nietzsche ist der vollständigste und rettungsloseste Aesthetiker. Ja, seine enthusiastische Verneinung des Geistes durch das Schöne, seine Selbstverleugnung als die eines Menschen, der tief am Leben leidet, wird ironisch überspielt durch Nietzsches eigene Warnung vor sich selbst und seinem Werk. Sein Denken ist absolute Genialität, ohne Beziehung zum Leben. Er sah zwar in den Deutschen die Verderber der europäischen Geschichte, aber wer war deutscher als er in seinem ewig grenzenlosen Drang der Ichentfaltung, im Willen, der kein Zweifel kennt, im Affekt, der auch gegen den eigenen Nutzen gerichtet ist, und durch den selbst die Begeisterung unfruchtbar wird?"

„Es gibt nur zwei Erfindungen, die ästhetische und die ethische. Diejenige Nietzsches ist nur als ästhetisches Phänomen zu begreifen. Die Verteidigung des Instinktes gegen den klassischen Vernunftglauben in der geistesgeschichtlichen Revolte eines Kirkegaard, eines Bergson hat ihre zeitliche Korrektur erfahren. Die dauernde des Lebens bleibt die Vernunft. Nietzsches Romantisierung des Bösen: wir haben sie in ihrer ganzen Niederlage kennen gelernt" ästhetische Weltanschauung ist unfähig mit den Problemen des Lebens fertig zu werden. Wir sind heute nicht mehr Aestheten genug, uns vor Begriffen zu scheuen wie: das Gute, die Wahrheit. Was uns noth'rt, was wir suchen, ist ein religiös fundierter Humanismus, eine Wandlung des geistigen Klimas, ein neues Gefühl für die Schwierigkeiten und den Adel des Menschen, eine alles durchwaltende Gesinnung, der niemand sich entzieht."

Aus solchen von der klaren sittlichen Erkenntnis dessen, was unserer Zeit nottut, und dem Glauben an die ewige Erneuerung der Idee der Humanität und der Verbundenheit des Menschen mit dem Absoluten, als dem spezifisch Menschlichen"* getragenen Worten, mit denen Thomas Mann seinen Vortrag über Nietzsche schloß, spricht der große europäische Moralist, als welchen schon vor dem zweiten Weltkrieg ein französischer Beurteiler Thomas Mann charakterisiert hat: „La lucidité critique de sa pensée, qui est celle d'un moraliste européen..!" Doch für Thomas Mann ist das Absolute nicht in einer „abstrakten und hochmütig lebensfremden" Bedeutung gemeint, sondern es ist für ihn an „das Menschliche geknüpft in der unveräußerlichen, durch keine Gewalt zu erniedrigenden und zerstörbaren Würde des Menschen durch die Demokratie". „Diese Geheimniswürde des Menschen ist es, welche die Demokratie steht und ehrt, den Sinn dafür, den Respekt davor nennt sie Humanität."* So ist auch das Nietzschebild, das Thomas Mann uns gab, trotz aller Schärfe der Kritik, bei dem für ihn kennzeichnenden Bedürfnis nach Gleichgewicht im Goethe'schen Sinne, in seiner „Mischung von Ehrfurcht und Erbarmen" ein Zeugnis seiner eigenen hohen Menschlichkeit.

Die herzliche Begrüßung, die Thomas Mann zu Beginn seiner Rede den Schweizern und ihrem „von Weltluft durchwehten kleinen Lande" hatte angedeihen lassen, „welches ihm 5 Jahre lang Schutz, Freiheit und Arbeitsfrieden gewährt habe", seine „Rührung und Freude", die er beim Wiederbetreten des alten europäischen Bodens nach schwerer Krankheit empfunden habe — „denn die Schweiz, das sei für ihn Europa! Aber wir haben es überlebt, die Schweiz und ich!" — — fanden ihren wärmsten Widerhall in der begeisterten, von langanhaltendem Beifall begleiteten Aufnahme der Rede von Thomas Mann durch alle anwesenden gegenwärtigen und zukünftigen Demokraten.

* Thomas Mann: Vom zukünftigen Sieg der Demokratie (1938). Verlag Oprecht.

* „N33." 12. 4. 42.

## Gleiche Arbeit – gleicher Lohn

Von Seite der Frauen wird immer wieder die Forderung erhoben nach gleicher Entlöhnung für gleiche Arbeit, ungeachtet ob ein Mann oder eine Frau als Arbeitnehmer und Lohnempfänger in Frage stehen. (Vgl. die „Grundsätze".) Bei uns gilt ja leider noch fast allgemein die Arbeitsleistung der Frau als bedeutend minderwertiger im Vergleich zu derjeniger des Mannes, wie das z. B. aus den vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement in der „Volkswirtschaft" veröffentlichten Lohnstatistiken ersichtlich ist.

Erfreulich ist deshalb die Feststellung, daß nicht nur von den Frauen auf diese mißliche Tatsache kritisch hingewiesen wird, sondern daß auch Männer finden, hier sei etwas nicht in Ordnung.

Die Bernische Staatspersonalzeitung hat in den letzten Monaten mehrfach Artikel erscheinen lassen, in denen das Problem „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn" aufgerollt wurde. Dabei kamen selbstverständlich die Verhältnisse in der bernischen Staatsverwaltung speziell zur Sprache, doch dienen dieselben bloß zur Illustration, da die Verfasser sich der Grundsätzlichkeit des Problems voll bewußt sind und eine umfassende Lösung als angebracht erachten.

In ihrer Nr. 7 des 34. Jahrganges veröffentlicht die Bernische Staatspersonalzeitung einen sehr guten Ueberblick über die Organisation und die Aufgaben der Internationalen Arbeitskonferenz unter Bezugnahme auf deren 29. Session im Herbst 1946 in Montreal. Mit Nachdruck wird dabei hervorgehoben, daß zwingende Vorschriften bestehen über die Beziehung weiblicher Berater und Angestellter, damit „bei dieser Zusammenarbeit von Regierungen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern auch die Frau zu ihrem Rechte kommt". Uns Frauen interessieren vor allem noch die abschließenden Bemerkungen zu den Ausführungen über die Arbeitskonferenz:

„Insbesondere wird im Programm der Internationalen Arbeitsorganisation die Forderung „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn" hervorgehoben. Dabei stellt sich die Frage, ob die Schweiz diesen Grundsatz in der Tat schon verwirklicht hat. Um diese Frage, die sich auf den wichtigsten Grundsatz bezieht, richtig zu beantworten, ist der Sinn der Forderung zu ergründen. Schlechthin ließe sich ableiten, daß alle, die eine gleiche Arbeit verrichten, gleich zu entlöhnen sind. Eine naive Forderung, deren Erfüllung längst selbstverständlich geworden ist, wird man einwenden. Doch suchen wir nicht weit. Bereits das Problem der Klassenneueinreihung in der Staatsverwaltung zeigt uns deutlich, daß der Weg zur Erfüllung dieser Forderung noch ein weiter ist! Der Leitsatz: „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn" erschöpft sich aber nicht in dieser Auslegung. Dies geht eindeutig aus Art. 41 der früheren Verfassung hervor, wo in Ziffer 7 ausdrücklich erwähnt wird:

Männern und Frauen ist für eine Arbeit von gleichem Wert gleicher Lohn zu gewähren, wobei diesem Grundsatz dringende Bedeutung beigemessen wird. Auch in dieser Hinsicht haben wir nicht weit zu greifen, um leider feststellen zu müssen, daß diese Forderung bei uns noch weit entfernt von ihrer Erfüllung liegt. Einmal ist hinlänglich bekannt, daß die Schweiz vollberechtigte und entrechtete Menschen kennt: Mann und Frau. Ungefähr ähnlich wie man in Amerika Weiße und Nigger unterscheidet oder ehemals andernorts Menschen zwang, ein Sternabzeichen zu tragen, damit die Minderberechtigung offen ersichtlich sei. Wir setzen in diesem Zusammenhang Hautfarbe, David-Stern und Rock auf die gleiche Stufe. Diese Entrechtung der Frau in unserem Lande wirkt sich naturgemäß auch auf die Löhne aus. Auch hier können wir als ein nahes Beispiel auf die Staatsverwaltung verweisen, wo bei gleicher Arbeit den männlichen Arbeitskräften immer eine klassenmäßig zum Ausdruck kommende Priorität eingeräumt wurde."

Die Bernische Staatspersonalzeitung begnügt sich jedoch nicht mit theoretischen Darstellungen, sondern bringt ihren Lesern auch konkrete Beispiele zur Kenntnis. Hievon möchten wir ebenfalls anführen, was in Nr. 9 des schon erwähnten Jahrganges mitgeteilt wird. Dort wird anhand statistischen Angaben nachgewiesen, wie in den mannigfachsten Industrien und Gewerben die Frauen schlechter gestellt sind als ihre männlichen Kollegen. Die beschedenste Differenz besteht dabei für das Hilfspersonal. Bereits stärker erscheint der Unterschied bei den nichtselbständigen Angestellten mit einer abgeschlossenen Berufslehre. Für uns Frauen ist aber besonders herabwürdigend, daß bei den qualifizierten, selbständig arbeitenden Angestellten mit abgeschlossener Berufslehre die Differenz in der Entlöhnung von männlichen und weiblichen Angestellten am allermeisten hervortritt, und nach der vorliegenden Statistik durchschnittlich Fr. 268.— beträgt.

Wir freuen uns über den Anstoß, der aus den Kreisen des bernischen Staatspersonals zur Verwirklichung des Postulates „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn" erfolgte und hoffen gerne, der Staat Bern möchte in seiner Verwaltung „bahnbrechend und beispielgebend" diesen Grundsatz in die Tat umsetzen.

A. L.

## Betrachtungen

Zur Grausamkeit des Menschen — nur sie gibt es, die Grausamkeit der Natur ist nichts als ein zum Ablauf des Natürlichen Gehöriges — ist zu bemerken, daß sie für den, der sie ausübt, im Augenblick, wo er's tut, die Gefahr des Leidens zu bannen scheint, von dem alle Welt bedroht ist. Wer den anderen leiden macht, ist für diese Minute dem Leiden überlegen. Und weil Leiden nicht auszumerzen ist aus dem Gang der Welt, suche ich ihm zu entrinnen, indem ich den Anderen leiden mache. Wie ich dem Raubtier den wehrlosen Hasen vorwerfe, damit es nicht Appetit auf mich bekommt. Grausamkeit erwächst aus der Grundangst: so könnte es mir selber ergehen. Und nun zu sehen, daß es nicht mir, sondern einem Andern zu ergeht, ist Genuß und Beruhigung. Ich wende Schlimmes ab, so glaube ich wenigstens. Nicht ich erlebe Schreckliches am eigenen Leib, sondern ich teile die Schrecken aus und erlebe sie objektiviert und distanziert am Anderen.

Die paar großen Probleme des Menschen sind immer die gleichen. Und immer läuft alles auf das eine Hauptproblem hinaus: Wie können wir einander helfen? Wie werden wir Menschen? Denn noch sind wir keine.

A. M. F.


Ovomaltine - kalt, im Schütteibecher bereitet, das bekömmlichste Durst- und Nährgetränk der heissen Jahreszeit.

Dr. A. Wander A. G., Bern


der Madonna, die auf dem mit Wiesenblumen geschmückten Altar steht. Vielleicht zwar mag dieser und jener denken, daß ihr Lächeln es war, das das Wunder hervorgerufen . . . Bei der Schwelle des offenen Baus sprudelt sie hervor, die wundertätige Quelle, die kranken Augen Klarheit und neue Sehkraft zu schenken vermag. Oh, hundertfach hat sich ihre Heilkraft erwiesen! Da ist kein Dörfchen im Umkreis, das nicht davon zu berichten wüßte.

Es ist eine Sitzbank vor der Kapelle angebracht, damit sich der Bittsucher, der einen weiten Weg hinter sich hat, erholen kann, ehe er niederkniet, um mit dem Wunderwasser die brennenden Augen zu kühlen.

Als ich mich der Bank näherte, saßen dort zwei Frauen. Dunkelgewandet, vom Alter gezeichnet, in eine Einsamkeit gehüllt, als rühre sie das festliche Sonntagstreiben, das sich in nächster Nähe der Kirche abspielte, in keiner Weise an.

Ich blieb hinter ihnen stehen, und die wundersame Stille, die völlige Hingabe ausströmt, legte sich auch um mich mit zwingender Gewalt. Wer von ihnen mochte die Hilfesuchende, die Leidende sein?

Aber die Augen beider Frauen waren groß und klar zum Madonnenbild erhoben, und ich wußte mit einem mal: sie bitten nicht für sich, sie bitten für einen geliebten Menschen, der irgendwo in einem der grauen Häuschen liegt — mit kranken Augen und vielleicht noch kränkern Herzen. Sie werden ihm das Wasser zutragen. Aber zuerst werden sie bitten, aus heißem Herzen flehen, daß die himmlische Gnade das Wasser berühre.

Nur eine der Frauen betet in Worten. Die andre sitzt dicht neben ihr — lauschend, jedes Wort in sich trinkend. Und mit einemmal weiß ich: es geht um ihr Kind, um einen jungen Sohn oder eine blühende Tochter . . . Die Verzweiflung hat ihre eigenen Worte ausgelöscht; aber die Freundin leiht ihr die ihren, sie spricht aus, was die eigene Seele ersteht. — —

Ich liebe sie alle, die leuchtenden, von der Tessinersonne durchwärmten Bilder, die mir die letzten Wochen geschenkt. Aber vielleicht liebe ich tiefer noch das dunkle Bild der beiden Frauen vor der kleinen Kapelle, darin das wundertätige Wasser rinnt . . .

## Endlich

Alle die in den letzten Jahren umsonst Elena Bonzanigos von unvoreingenommenen Kritikern so günstig beurteilten, wenige Monate nach seinem Erscheinen 1944 vergriffenen Roman Serena Seródine anzuschaffen wünschten, werden nun endlich befriedigt. Lange Zeit war das begehrte Buch nur in Hans Markuns deutscher Uebertragung erreichbar. (Verlag Benziger, Einsiedeln). Endlich darf Serena wieder in der Originalsprache ans Licht gelangen.* Endlich können die bis anhin Harrenden, sich freuen an der inneren Fülle der bewegten Erzählung, am Aufstieg der ebenso empfindsamen wie charakterhaften jungen Malerin; intensiv werden sie teilnehmen an den Schicksalen der asconeser Künstlerfamilie, an all dem spannenden Frühbarockgeschehen in Pisa, Rom, Bellinzona, Ascona. Wer diesen vielwertigen Tessinerroman schon in der ersten Auflage kennen lernte, dem sind beim Wiederlesen, bei der Wiederbegegnung mit den mannigfachen lebendigen Gestalten — obenan der köstliche Pater Malvasi —, beim Wiederbetreten der meisterhaft geschilderten Stätten und Landschaften — Kirchen und Klöster, Osterien und Hexenküchen, Meeres- und Seegestade, römischen Parke und heimischen Blumenauen —, beim Wiedererfassen des das Ganze durchziehenden Geistes tiefer Menschlichkeit, gütigen Humors, und beim Würdigen der weisen Retouchen, besonders genußreiche, lehrreiche Stunden beschieden. Und wer je die Ca' Seródine in Ascona bestaunte, der sollte nachschlagen, wie kennerisch Elena Bonzanigo das laut J. R. Rahn „schönste Bürgerhaus der Schweiz" vor unseren Augen zu erbauen und sinnvoll auszuschmücken versteht.

E.N.Baragiola

*Serena Seródine. Tutte le strade conducono a casa. II. Aufl. Verlag Successori a. N. Mazzuconi, Lugano.

## Schlafen

Schlafe, Herz! Wozu denn weinen — ?
Kleine Kinder weinen nur,
alte Frauen und im Herbste
Wind auf sommermüder Flur.
Weine nicht: Was einst gewesen
laß' es liegen, wo es liegt.
Laß' es in sich selbst genesen,
bis es in sich selbst gesiegt.

Gertrud Bürgi.


Bewährte Bezugsquellen

E. GUGOLZ-MEYER
Bäckerei-Konditorei
Zürich 10, Nordstraße 151, Telephon 26 24 03
Prompte Bedienung ins Haus

Metzgerei und Wursterei
E. MÜSLE, ZURICH-OERLIKON
Regensbergstraße 186 Telephon 68 72 46
empfiehlt I. Qualität
Rind-, Kalb- und Schweinefleisch sowie prima Wurstwaren
Lieferung frei ins Haus

Das gute Brot von
Großbäckerei - Konditorei
Laubscher
Zürich / Badenerstraße 399 / Tel. No. 23 60 24

# Der Schweizerische gemeinnützige Frauenverein in Thalwil

Der Schweiz. gemeinnützige Frauenverein führte am 24. Juni seine 59. Jahresversammlung in der neuen Kirche von Thalwil durch, von der Gemeinde Thalwil mit Fahnen und Glockengeläute festlich begrüßt. Es war nicht von ungefähr, daß der Verband gerade in Thalwil zusammenkam, ist doch der Frauenverein Thalwil der erste Frauenverein der Schweiz, der bereits sein hundertjähriges Bestehen feiern kann. Dem Nichteingeweihten wird es erst bei einer solchen Generalschau bewußt, welche Bedeutung ein Frauenverein für eine Gemeinde haben kann, angefangen bei der Gründung von Kinderkrippen, Horten und dem segensvollen Wirken für alle Bedürftigen der Gemeinde. Es ist ein Dienen von Mensch zu Mensch, das auch durch staatliche Fürsorge nicht aufgehoben werden soll. Ebenso groß ist die Bedeutung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins für unser ganzes Land. Frau A. Mercier, die Zentralpräsidentin der nahezu 200 Sektionen, legte in einer imponierenden Schau Zeugnis ab über die Unsumme von Arbeit, Mithilfe und Organisation bei Hilfsmaßnahmen auf schweizerischem Boden. Mitgearbeitet wurde beispielsweise in den Kommissionen des Kriegsernährungsamtes, der Pflegerinnenschule, in der Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, der Schweiz. Winterhilfe, der Bäuerinnenschule Uttenwil, Erziehungsanstalt Pestalozzi Neuhof, bei der Aussteuerbeihilfe für landwirtschaftl. Dienstboten, im Verband der Schweizerwoche in der Familienschutzkommission, schweiz. Volksbibliothek, Berghilfe und der Schweizerspende. Auch dem Schweiz. Pflegekinderwesen wurde volle Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Fortschritt wurde erzielt bei der Bemühung um die Abänderung der Heimatscheine von Adoptivkindern, sodaß beispielsweise die uneheliche Geburt des Kindes nicht mehr erwähnt wird, indem 29 Kantone den Vorschlag annahmen, einige Kantone sich noch abwartend verhalten und nur der Kanton Waadt überhaupt nicht antwortete. Zu diesen Arbeiten in Kommissionen kommen die Werke, die vom Verein ins Leben gerufen wurden. Da ist in erster Linie die unentgeltliche Kinderversorgung zu nennen, indem im Jahre 1946 für 42 Kinder Adoptiveltern gefunden werden konnten. Bei der Diplomierung der treuen Angestellten erhielten 979 eine Auszeichnung, sicher eine imponierende Zahl, besonders wenn man bedenkt, daß darunter solche mit 30 und 40, ja sogar eine mit 50 Dienstjahren figuriert. Während man früher Hausangestellte erst nach 10 und mehr Dienstjahren als „treu" bezeichnete, muß man heute sehr froh sein, wenn sie zwei Jahre an derselben Stelle ausharren!

Die Pflegerinnenschule in Zürich, ebenfalls ein Werk des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins, wurde im vergangenen Jahr von 4552 Personen besucht, d. h. im Durchschnitt pro Tag von 217 Kranken, Wöchnerinnen und Kindern. Im Berichtsjahr konnten auch 76 gut geschulte Schwestern mit einem Diplom die Schule verlassen. — Wenig bekannt ist noch die Brägistiftung, die dazu dienen soll, unbemittelten Töchtern eine einfache Aussteuer zu verschaffen. Auf ein 15jähriges Bestehen kann das Ferienheim für Mutter und Kind in der Waldstatt zurückblicken. Sein Zweck ist es, unterernährten, erholungsbedürftigen Müttern und Kindern zu bescheidenen Preisen Erholung und Kräftigung zu vermitteln.

Die Aktion Bergbevölkerung verteilte Wäsche, Nähmaschinen, Säuglingskörbe, usf. an die notleidende Bergbevölkerung, vor allem in den Kantonen Graubünden und Bern, und finanzierte auch eine Reihe von Kursen, die der Selbsthilfe dienen wollten, wie Spinn- und Webkurse, hauswirtschaftliche Kurse, Näh- und Flickkurse, usw.

Die Obst- und Gartenbauschule in Niederlenz, die bereits vor 40 Jahren gegründet wurde, erfreut sich eines ausgezeichneten Rufes als Berufsschule. Im vergangenen Jahr konnten 13 Schülerinnen die Prüfung ablegen und fanden auch sofort passende Stellen. — Weniger bekannt ist der Ferienfond für Pflegekinder. Wer es nicht vermag, Pflegekindern einen Ferienaufenthalt zu ermöglichen, kann sich an das Sekretariat der Schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft in Zürich wenden, die diesen Fond verwaltet.

Einen tiefen Einblick in die Not der deutschen Bevölkerung in Süddeutschland gewährte uns ein Bericht von Frau Mercier, die im Auftrag der Schweizerspende verschiedene Städte in Süddeutschland und in den Rheinlanden besucht hatte. „Menschen ohne Obdach", lautete der Titel des erschütternden Berichtes. Der Vortrag war ein warmherziger Appell an unsere Opferfreudigkeit, den Müttern und Kindern zu helfen, die ohne die Hilfe der Schweizer Spende im wahrsten Sinne des Wortes untergehen. Vielen Kindern in den Städten der Rheinlande ist der Teller Suppe, der ihnen von der Schweizer Spende in den Schulen gegeben wird, die einzige warme Nahrung des Tages. Die Vorräte der Schweizer Spende gehen aber zur Neige. Deshalb erbittet sie unsere Hilfe und zwar sollen Patenschaften übernommen werden für einzelne Kinderheime, die in Deutschland von Schweizern geführt werden. Erwünscht ist alles, angefangen vom Handwerkszeug, Nähmaterial bis zu Bettausrüstungen, Haushaltungswäsche, Küchengeräte, inkl. Bestecke, Pfannen und Geschirr. Alle Materialien können an das Lager der Schweizer Spende, Luzern, Weggismattstraße 23, gesandt werden.

Am Bankett überbrachte Stadtrat Landolt die Grüße der Zürcher Behörden, sowie des Schweiz. Gemeinnützigen Vereins. Ebenso sprachen Vertreter der Behörden von Thalwil in Anerkennung der Leistungen des Frauenvereins. — Der am Nachmittag stattfindende Vortrag von Seminardirektor Günther aus Basel über das Thema „Unsere Jugend im heutigen Leben", wollte vor allem der Auffassung entgegentreten, daß die Jugend von heute schlechter geworden sei. Liegt es nicht vielmehr an uns, an unserer Zeit, an den Erziehern, wenn die Jugend versagt? Wir müssen uns deshalb hüten, verallgemeinerude Urteile zu fällen. Was uns not tut, das sind Mütter und Väter, die für ihre Familie Zeit haben, die miteinander arbeiten, nicht nur nebeneinander. Dieses gemeinsame Erleben in der Arbeit, im Spiel, im Zusammenleben in der Familie ist das Bedeutungsvollste im Leben des Kindes und Jugendlichen. Sodann erließ der Referent einen warmen Appell an alle Erzieher, die Bescheidenheit, das Gewissen, die Verantwortung und die Liebe beim heranwachsenden jungen Menschen zu vertiefen und zu festigen. Die Familienehre soll die Richte unseres Lebens sein. — Das von tiefer Verantwortung getragene Referat hinterließ bei den Anwesenden einen starken Eindruck. Die würdevolle Tagung schloß mit dem gemeinsamen Singen der Vaterlandshymne „Oh mein Heimatland, o mein Vaterland". Die anschließende Seefahrt, die bei strahlendstem Wetter auf dem Zürichsee durchgeführt werden konnte, wurde für alle Teilnehmerinnen zu einem unvergeßlichen Erlebnis. N. S.

riri
gute Reissverschlüsse

## Frau und Demokratie

El. St. Diese Arbeitsgemeinschaft, welche Vertreterinnen aller Richtungen vereinigt, und die im Krieg durch ihre klare und unverrückbare Stellungnahme zu unserer Demokratie so vielen, unsicher gewordenen Frauen immer wieder das Rückgrat gestärkt hat, sieht sich vor eine neue Aufgabe gestellt. Aus gleichgesinnten Kreisen ist man an sie herangetreten mit dem Wunsch ihre Aufmerksamkeit den Problemen und Aufgaben der „Uno" zuzuwenden. Unter dem Präsidium von Frau Gschwind-Regenaß, Riehen, fand am 22. Juni eine Sitzung zur Behandlung dieser Fragen statt auf Grund eines sehr aufschlußreichen und gediegenen Referates von Fräulein Dr. Somazzi, dem Frau Dr. Leuch ein französisches Exposé folgen ließ. In den der „Uno" angeschlossenen Ländern bestehen bereits eigene Kommissionen, an die vom Zentralsekretariat der „Uno" Fragebogen verteilt worden sind. In der Schweiz haben die „Konsumgenossenschaftlichen Frauen", welche als Weltorganisation der „Uno" angeschlossen sind, diesen Fragebogen erhalten und ihn dem Schweiz. Frauensekretariat zur Behandlung übergeben, welches seinerseits nun an Frau und Demokratie gelangt ist. Fräulein Dr. Somazzi hat uns ihr Referat zum Abdruck in Aussicht gestellt, weshalb wir heute nicht auf Einzelheiten eingehen wollen. Festgestellt sei nur, daß die „Uno" und ihre Ziele uns Frauen sehr viel angehen, die Präambel postuliert die gleichen Rechte für alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse, der Religion, die Charta von San Francisco beweist das Ringen um den einzelnen Menschen. Innerhalb der „Uno" besteht eine Unterkommission für Frauenberufe unter der Dänin Frau Beckdrup, die sich bemüht, die großen Grundsätze der Menschenrechte auch auf die Frau anzuwenden. Um dem versprochenen Referat nicht Äußerst vorzugreifen, soll hier nur noch mitgeteilt werden, daß die Auskünfte, Erhebungen und die Diskussion als Resultat die Gründung einer eigens für „Uno"-Fragen zuständigen Kommission ergaben, unter dem Präsidium der in allen diesen Fragen schon von der Völkerbundsvereinigung her so gründlich bewanderten Frl. Dr. Somazzi, mit Vertreterinnen aller politischen Richtungen, da nur eine politisch geschulte, neutrale Stelle den zweifellos großen und vielleicht oft schwierigen Aufgaben gewachsen sein kann.

Wir freuen uns, daß Frau und Demokratie zu ihrem wichtigen nationalen Aufgabenkreis nun noch eine Mission im internationalen politischen und sozialen Zusammenleben der Frauen übernommen hat.

## Probleme der Hausbeamtinnen

Aussprachen im Kreise der Berufskolleginnen sind immer wertvoll; ganz besonders wohltuend empfinden es die Hausbeamtinnen, die jahraus, jahrein — zum Teil ganz isoliert — an ihrem oft schwierigen Posten stehen. Darum war auch die diesjährige Generalversammlung des Schweiz. Vereins diplomierter Hausbeamtinnen wieder sehr gut besucht. Die beiden Seiten im Wirkungskreis der hauswirtschaftlichen Leiterin eines Anstaltsbetriebes kamen auch an der Jahrestagung so recht zum Ausdruck, indem nämlich am Vormittag bei der Besichtigung der neuen Küchenanlagen des Kantonspitals an der Rämistraße in Zürich die ökonomisch-technische Seite des Berufes im Vordergrund stand, während am Schluß der Verhandlungen die erzieherisch-ethische Seite in einem Vortrag „Lebensgestaltung der unverheirateten Berufstätigen" von Frl. H. Stucki, Bern, zur Geltung kam. Zwischen diesen beiden „Polen" wurde der geschäftliche Teil erledigt, was dank der guten Vorarbeit der Präsidentin, Frl. J. Steffen, Zürich, innert kurzer Zeit geschah. Aus dem Jahresbericht geht hervor, daß sich der Vorstand auch im abgelaufenen Jahre bemühte, die Folgen des großen Mangels an Hauspersonal nach Möglichkeit zu beheben. Er nahm Stellung zum Entwurf des Regulatives für das Anstaltspersonal im Kanton Zürich und zu den Richtlinien für das Dienstverhältnis für die Leitung und das Personal in Anstalten für Kinder und Jugendliche. Das Problem der Abgrenzung der Kompetenzen zwischen der leitenden Oberschwester einerseits und der Hausbeamtin andrerseits (z. B. in Krankenanstalten) wurde ebenfalls angeschnitten und wird vom Verein weiter verfolgt werden. Der Entwurf für eine Totalrevision der Vereinsstatuten wurde gutgeheißen. Der Beitritt zum Schweiz. Frauensekretariat fand ebenfalls Zustimmung. Eine am Vortag gebildete Arbeitsgruppe „Hausbeamtinnen im Spitalbetrieb" wird sich mit den besondern Problemen der Kolleginnen in Krankenanstalten befassen und die dringend einer Lösung harrenden Probleme in Zusammenkünften und auf dem Zirkularweg besprechen.

Anschließend an die Generalversammlung in Zürich fand während 4 Tagen auf Schloß Hünigen i. E. ein Fortbildungskurs statt, an dem ausschließlich Frauen der Ausbildung der Praktikantinnen besprochen wurden. Bekanntlich absolviert jede Berufsanwärterin einen mehr theoretischen Teil in einer der beiden Haushaltungsschulen Zürich und St. Gallen und eine praktische Lehrzeit in einem oder mehreren hauswirtschaftlichen Großbetrieben, wo sie durch eine diplomierte Hausbeamtin in allen vorkommenden Arbeiten eingeführt wird. Die im Berufe stehenden Hausbeamtinnen haben natürlich alle ein Interesse daran, einen tüchtigen Nachwuchs heranzubilden. In den Vorträgen und den sehr reich benützten Diskussionen kamen denn auch alle Probleme zur Sprache, die die Praktikumsleiterin bei der beruflichen Ertüchtigung, bei der Anleitung, im Umgang und bei der Charakterbeeinflussung der ihnen anvertrauten Berufskandidatinnen stets bewegen. Die beiden Referenten behandelten die folgenden Themen mit großem Geschick und äußerst lebendig: Herr Dr. H. Hegg, Erziehungsberater, Bern:

1. Psychologie der Praktikantin (charakterliche Eigenarten, Herkunft, Milieu und Erziehung der Praktikantin, persönliche Lebenschwierigkeiten).
2. Probleme der Arbeitseinstellung (Einordnung in den Betrieb, Arbeitsdisziplin, Konfliktquellen auf diesem Gebiet).
3. Beziehungsprobleme (Verhältnis zwischen Praktikantin und Praktikumsleiterin und zum übrigen Personal).
4. Aufgaben der Praktikumsleiterin (Leitung und Erziehung der Praktikantin, Eignung zur Leitung, gesunde Mütterlichkeit).

Herr Dr. H. Bläsch, Direktor des Institutes für angewandte Psychologie, Zürich:

1. Beurteilung und Führung der Praktikantin.
2. Aufstellung eines Fragebogens zur Beurteilung einer Praktikantin.

Die Aussprachen haben gezeigt, daß an eine Hausbeamtin in mehrfacher Hinsicht große Anforderungen gestellt werden (sie muß eine gute Wirtschafterin, eine gute Vorgesetzte, aber auch eine gute Hausmutter sein und es verstehen, für das Personal — und oft auch für die Insassen eines Heimes — eine wirklich heimelige Atmosphäre zu schaffen). Darum war es so wertvoll, daß gemeinsam mit den Schulvorsteherinnen und den Lehrerinnen an den Hausbeamtinnenkursen alle die Fragen der Ausbildung besprochen werden konnten. Die Wünsche von Seiten der Praktikumsleiterinnen an die Haushaltungsschulen, sowie die Anregungen von Seiten der Lehrkräfte an die Hausbeam-

# Zu den Angriffen G. Duttweilers auf die Firma J. R. Geigy A. G.

Nachdem sich die Angriffe auf die Firma J. R. Geigy als etwas zu schlecht fundiert herausstellten, wollen wir unseren Lesern zu besserem Verständnis der Neocid-Wirkung einige Punkte bekannt geben, welche in einer Richtigstellung der angegriffenen Firma an die Presse gesandt wurde. Es ist offenbar leichter im Lebensmittelsektor sich auszukennen als in dem sehr komplizierten und unendliche Forschungsarbeit voraussetzende Labyrinth der Chemie. (Die Red.)

### Neocid und Schweizer-Spende

1. Die Konzentration des von uns fabrizierten Neocid-Pulvers wurde im Herbst 1944 von 5 Prozent auf 3 Prozent herabgesetzt. Maßgebend hiefür waren ausschließlich wissenschaftliche Erwägungen. Die richtige Konzentration eines neuen chemischen Präparates ist weitgehend von den praktischen Erfahrungen bei der Anwendung abhängig; beim Neocid insbesondere ist dabei der Gedanke maßgebend, eine zuverlässige insektizide Wirkung bei minimalen Nebenwirkungen zu erzielen.

   Auf Grund der weiteren Erfahrungen und Forschungen sind wir dann um die Jahreswende 1945/46 erneut zu einer Konzentration von 5 Prozent übergegangen; es hatte sich nämlich gezeigt, daß zur Bekämpfung von Wanzen und Küchenschaben das 3prozentige Neocid nicht ganz genügte. Diese Wieder-Erhöhung erfolgte somit lange bevor uns die Erfahrungen der Schweizer-Spende in Rumänien gemeldet wurden. Für die Läusebekämpfung allein wäre diese Erhöhung der Konzentration nicht notwendig gewesen. Die von Herrn Duttweiler erwähnte Autorität auf dem Gebiete der Fleckfieberbekämpfung hat am 5. Juli 1946 an das einkaufende Organ der Schweizer-Spende geschrieben: „Selbstverständlich hat die Firma Geigy recht, wenn sie angibt, daß mit 3prozentigem Neocid auch entlaust werden könne."

2. Unsere Lieferungen für die Schweizer-Spende erfolgten Mitte des Jahres 1945, also in einem Zeitpunkte, als schon längst das 3prozentige Produkt allgemein auf den Markt gelangt war. Auf jeder Packung oder im beigelegten Prospekt war und ist der Gehalt an Wirksubstanz in Prozenten angegeben. Von einer Täuschung kann keine Rede sein.

3. Die Vorschrift, wonach das Neocid zur Läusebekämpfung zweimal angewendet werden muß, hat mit der Konzentration des Produktes nichts zu tun. Sie erklärt sich aus der wissenschaftlichen Erkenntnis, daß Neocid zur Bekämpfung von Läuse-Eiern (Nissen) nicht wirksam ist und daß daher die Anwendung in einem Zeitpunkte wiederholt werden muß, wo die bei der ersten Anwendung vorhandenen Nissen ausgeschlüpft sind. Auch 10prozentiges Neocid wirkt auf Nissen nicht.

4. Für die Preisgestaltung ist der Gehalt des Endproduktes an aktiver Wirksubstanz nicht ausschlaggebend. Der Preis einer chemischen Spezialität ist in erster Linie durch die Kosten der wissenschaftl. Forschung, der Installationen, sowie durch die Löhne und Saläre bedingt, während der Anteil des Materials eine untergeordnete Rolle spielt.

   Unsere Firma hat deshalb, ungeachtet der Konzentrationen, ihre Neocid-Pulver-Spezialitäten immer zu unveränderten Preisen verkauft.

5. Mit den mangelhaften Zerstäuberapparaten, auf welche die Schwierigkeiten in Rumänien hauptsächlich zurückzuführen waren, hat unsere Firma nichts zu tun. Mit ungenügenden Zerstäubern versagt auch 10prozentiges Neocid; bei Anwendung guter Zerstäuber kann auch mit 3prozentigem Neocid entlaust werden.

6. Die Reklamation der Schweizer-Spende wegen der Anwendung von 3prozentigem Neocid in Rumänien erfolgte im April 1946. Die Diskussionen gingen in völlig loyaler Weise, unter Hinzuziehung der von Herrn Duttweiler erwähnten Autorität, vor sich. Sie führten dazu, daß die Schweizer-Spende einen großen Teil der anfänglich zurückgesandten dreiprozentigen Neocids wieder als solches übernahm, weil sie sich von der Wirksamkeit des Produkts für Entlausungszwecke überzeugt hatte.

7. Die Unterstellung des Herrn Duttweiler, wir hätten aus Gewinnsucht mit der Zusammensetzung unseres Produktes manipuliert, ist unrichtig.

Basel, den 19. Juni 1947.

J. R. Geigy A. G.

---

stummt unter den Tisch gesunken, wenn nicht Hunde Streit angefangen, Stühle umgeleert und die Beine der Gäste in Gefahr gebracht hätten, so daß diese aufstehen und ihre Knochen in Sicherheit bringen mußten. Da fühlten sie, als sie auf den Beinen standen, daß es Zeit sei, heimzugehen, wenn es noch auf den eigenen Beinen geschehen sollte.

Elisabeth packte ganz ungeniert einen Burschen, ihren Beinen nicht mehr trauend, und hieß ihn mitkommen, es sei nicht weit, und sie habe ein warmes Huli. Marei ließ auch nicht nach, bis es einer um den Hals genommen und mit ihm zur Türe hinausging. Stübeli und seine Lehrtochter trieben es nicht so weit, aber weder es noch Lisi gingen ohne männliche Begleitung heim, und das Begleit lief nicht ohne Streit ab; denn während ich noch wach war, wurde ein mit einem Messer Verwundeter ins Haus gebracht und der Arzt geholt. Ein Branntweinzapf hat zu keinem ordentlichen Klapf mehr Kraft, sondern nur zu Messerstichen.

(Fortsetzung folgt.)

## Kaffeestunde bei Maria Benedetti

Die „Kunststube" in Küsnacht, die eine so reizvolle Verbindung von leiblichen und geistigen Genüssen offeriert, stellt unter der kundigen Hand von Maria Benedetti unentwegt und immer besser aus. Es ist beinahe schon so geworden, daß unter ihren Gästen die Schauenden die Essenden zu verdrängen beginnen. Die Wirtin jedoch findet das in Ordnung, und hat deshalb die frühere Weinstube ganz ausgeräumt, um mehr Platz für die Bilder zu bekommen. Neben alten und neuen Truhen aus Graubünden und einer Haller-Plastik finden wir dort eine Sonderausstellung Aldo Galli. Sein pastoser Pinselstrich kommt besonders in den Landschaften zu kräftiger Wirkung, von denen die Ausstellung ein paar sehr schöne Stücke zeigt. Das anschließende Zimmer enthält eine kleine Sammlung von guten Werken, darunter französische Kleinmeister des 18. Jahrhunderts und eine Anzahl von goldfarbenen Soldenhoffs.

In der Wirtsstube selbst, in der es zu dieser Tageszeit würzig nach Kaffe duftet, ist die wechselnde Ausstellung untergebracht, die einen lebhaften Besuch verzeichnen darf. Sie besitzt aber auch ein paar Anziehungspunkte, die den Abstecher nach Küsnacht wohl lohnen: Ein paar Werke von Amiet, worunter besonders ein frühes Bild „Der Garten" in der Tonigkeit seiner Farbskala immer von neuem den Blick auf sich zieht. Dann die frischen kühlen Aquarelle von Wilhelm Gimmi und sein Oelbild „Sitzende Frau", und ein Frauenporträt von dem jungen Walther Sautter. Dem zu Unrecht noch wenig bekannten F. K. Opitz bot die Kunststube Gelegenheit, eine Reihe seiner Bilder dem breiteren Publikum vorzustellen. Seine Stilleben erinnern oft an einen etwas preziösen Chardin, wie er sich ja überhaupt dem 20. Jahrhundert gegenüber nicht verpflichtet fühlt. Dasselbe gilt von den Tessiner Bildchen, Albert J. Welti's, auf denen die klare Form und die kompakte Farbe ihre Rechte behaupten, als hätte es nie einen Impressionismus gegeben. Sehr schön und kraftvoll wirken die Pastelle von Helen Labhart, Porträtstudien von großer plastischer Wirksamkeit und einem eindringlichen Ernst in Ausdruck und Gestaltung. Dora Hauth hingegen lieben wir mehr in ihren kleinen Bildern, wo die Duftigkeit ihrer Darstellungsart zur Wirkung kommt, als in den großen Bildern wie „Die Ruhende", wo es ihr nicht gelingt, eine gewisse schöne Leere zu verschleiern. —

Im Gebrummt des Radios, im Duft des Kaffees und im herzhaften Geplauder von Maria Benedetti geht man von Bild zu Bild, und freut sich. Freut sich, daß diese Ausstellungen zustandegekommen, freut sich, daß eine Frau soviel Arbeitskraft und Verständnis aufbringt, und freut sich schließlich, daß hier einmal die Kunst und das Leben sich ganz leidlich zu vertragen scheinen.

uhu.

## Rosen

Sommer, deine Rosen,
Sie sind wunderbar,
Glaub, sie sind noch schöner
Als das letzte Jahr.

Alle, alle Gärten
Sind an Rosen voll,
Weiß nicht, wie mein Herze
Dafür danken soll.

Emma Bogel

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

tinnen, die Praktikantinnen ausbilden, sind sicher auf guten Boden gefallen und werden zur Hebung des ganzen Berufes beitragen. Or.

## Kleine Rundschau

**Frauen und Frauenlöhne in der englischen Industrie**

Die englische Textilindustrie leidet gegenwärtig an einem auffallenden Mangel an weiblichen Arbeitskräften. Hunderttausende von Arbeiterinnen werden für diese Industrie angefordert. Die englische Regierung beabsichtigt deshalb, unter den Frauen eine Werbeaktion durchzuführen um sie den Webereien und Spinnereien wiederum zuzuführen, aus denen sie in großer Zahl in die Rüstungsindustrie abgewandert sind. Es war für die Regierung wenig erfreulich, daß der eben zu Ende gegangene Kongreß der Labourpartei in Margate im Moment der Eröffnung dieser Werbeaktion mit einer Mehrheit von 4 zu 1 beschlossen hat, für die in der Textilindustrie tätigen Frauen dem Grundsatz für gleiche Arbeit, gleichen Lohn, zur Durchführung zu verhelfen. Dieser Beschluß wurde gefaßt trotz einer von der Regierung erlassenen Warnung, die darauf hinwies, daß das Land die Kosten für eine solche Erhöhung der Arbeiterinnen-Löhne nicht auf sich nehmen könne. Die englische Arbeiterregierung hat allerdings den Grundsatz gleiche Arbeit, gleicher Lohn, theoretisch anerkannt. Sie zögert aber nun, dem Grundsatz in der Praxis Geltung zu verschaffen. Sie befindet sich deshalb gegenwärtig in der unangenehmen Lage, dem Parteikongreß, der doch das oberste Organ der eigenen Partei ist, in der Frage der Frauenlöhne nicht Gefolgschaft leisten zu können. Es wäre zu hoffen, daß England, das nicht gezögert hat, seinen Frauen in der Rüstungsindustrie richtig bemessene und durch den Grundsatz „für gleiche Arbeit gleichen Lohn" bestimmte Löhne zu bezahlen, nun auch im Falle wäre, für die im Frieden geleistete wichtige Industriearbeit der Frauen den gleichen Grundsatz zu befolgen. A. L. G.

## Veranstaltungen

**Biologie-Woche auf dem Herzberg**
13. bis 19. Juli 1947

**Naturbeobachtung, ein Weg zur Menschenbildung**

Kursleiter: Dr. Max Oettli, Glarisegg, Dr. Max Oettli, Wettingen. Veranstalter: Freunde schweizerischer Volksbildungsheime; Schweizerischer Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen.

## Ferienwochen für Hausangestellte 1947

Organisiert von der schweizerischen und den kantonalen Arbeitsgemeinschaften für den Hausdienst.

Hausangestellte! Hausfrauen! Arbeitgeber! Alle, die Hausangestellte kennen! Machen Sie Propaganda für die Ferienwochen!

Hausangestellte, wir laden Sie herzlich ein, an einer der folgenden Ferienwochen teilzunehmen:

**Unsch ob Maienfeld.** Fr. 6.50 pro Tag. 15. bis 22. Juli und 2. bis 15. August. Im „Guschaheim".

**Sachsein** (Obwalden). Fr. 7.50 pro Tag. 20. Juli bis 9. August (evtl. länger). „Obkirchen", Haus des Schweiz. Kath. Frauenbundes, vorwiegend für Hausangestellte aus der Innerschweiz. Auf Wunsch wird ein besonderer Prospekt gerne zugestellt.

**Herzberg b. Aarau** (Aargau). Fr. 6.50 pro Tag. 27. Juli bis 3. August. Volksbildungsheim.

**Moscia-Ascona.** Fr. 7.— pro Tag. 30. August bis 6. September. Evangelisches Jugendhaus.

**Beatenberg.** Fr. 6.50 pro Tag. 13. bis 20. September. Ferienheim „Bärgfreud".

Zu den Kosten für die Pension müssen noch die Billettspesen und ein persönliches Taschengeld gerechnet werden. Dazu kommt der Beitrag an eine Unfallversicherung. Die Pension und der Versicherungsbeitrag sind am Ferienort zu begleichen. Bei der Verteilung der Zimmer werden Wünsche soweit als möglich berücksichtigt.

Anmeldungen sollen spätestens 14 Tage vor Beginn der betreffenden Ferienwoche im Besitz der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, Merkurstraße 45, Zürich 7, Telephon 32 58 57, sein. Hausangestellte, Sie leisten uns und sich selbst einen Dienst, wenn Sie sich möglichst früh anmelden! Weiterer Bericht wird folgen, sobald die Anmeldungen vorliegen.

Prospekte sind bei Merkurstr. 45, Zürich 7, erhältlich.

## Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, den 7. Juli, um 14 Uhr bzw. 16 Uhr, sind wiederum die bekannten Sendungen „Für die Frau daheim" und „Nur für Sie" zu vernehmen. „Notiers und probiers" bringt Donnerstag, den 10. Juli um 14 Uhr allerhand nützliche Hinweise, während Maria Honegger, Freitag, den 11. Juli, um 14 Uhr, in der Frauenstunde unter dem Motto „Wenn Sie auswandern!" wertvolle Ratschläge einer Erfahrenen vermittelt.


**Redaktion**
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

**Verlag**
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

*Unmöglich!*
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
**Dampfkochtopf „Securo"**
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

**SCHAFFHAUSER WOLLE**

Institut MINERVA
*Zürich*
*Vorbereitung auf Universität*
*Eidg. Techn. Hochschule*
*Handelsabteilung*
*Arztgehilfinnenkurs*

**Giger-Kaffee**
ist
**Qualitäts-Kaffee**
**HANS GIGER, BERN**
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Telephon 2 27 35

**J. Leutert**
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Der heimelige
**Teeraum**
Marktgasse 18
**Gipfelstube**
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

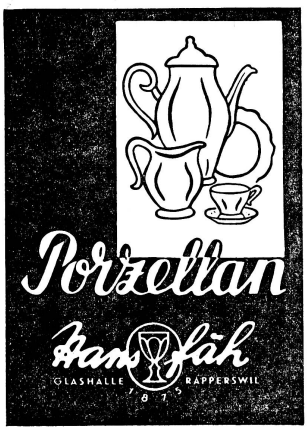
**Tapeten A.G.**
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 3730

DELIKATESSEN
**Rupp**
*Tafelfrüchte*
*Weine, Spirituosen*
ALLE FEINEN LEBENS-MITTEL
*In- und ausl. Spezialitäten*
ZÜRICH 1, AUGUSTINERGASSE 44, Tel. 25 12 33

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
**Leinenweberei Bern AG., Bern**
City-Haus Bubenbergplatz 7

FÜR GUTE UHREN
BEYER
CHRONOMETRIE ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 31 GEGR. 1800

**Detektiv Lier**
Streng diskret - Erstes Spezialbüro führt alle Geheimnisse
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 b/Bahnhof
ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
34 Jahre Praxis





## Kantonspolizei Zürich, Stellenausschreibung

Beim Polizeikommando Zürich ist die Stelle einer **Polizeiassistentin** neu zu besetzen. Erforderlich sind abgeschlossene juristische Bildung; Sprachkenntnisse: Französisch und Italienisch erwünscht.

Ledige Bewerberinnen haben sich unter Beilage einer handschriftlich abgefaßten Lebensbeschreibung bis zum 15. Juli 1947 beim Polizeikommando des Kantons Zürich, Kasernenstraße 29, zu melden.

Besoldungsverhältnisse: Besoldungsklasse 9, 6360 bis 9240 Fr., zuzüglich Teuerungszulagen.

Zürich, den 17. Juni 1947.

Das Polizeikommando


**Verkaufs-Läden**
Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Bäniningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Grenchen, Herisau, Morgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau, Laufen, Lausanne, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Meilen, Moutier, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Porrentruy, Rorschach, Schaffhausen, Sissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan, Uster Wädenswil, Wettingen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zofingen, Zug, Zürich (24 Stadtfilialen)

Freitag, 4. Juli 1947
**MIGROS**
«Die Zeitung in der Zeitung»


802008

# Das wahre Gesicht!

G. Duffweiler

Ich war einmal in Berlin, 1932/33. Da zog die Bäcker-Innung in ihrer weißen Berufskleidung durch die Strassen und warb so für den Gedanken des organisierten Berufsstandes. Andere Innungen folgten dem Beispiel. Die Preise wurden geschützt; nachher wurden auch die Löhne festgelegt — jedermann war „gesichert". Die Innungen wurden dann zu einem Zwangssystem ausgebaut mit verbindlichen Bedingungen und Tarifen.

Ich war einmal in Italien. Da hörte ich von den Korporationen. Sie machten ebenfalls in Berufsstolz und noch mehr in Zwang. Die Preise wurden geschützt; nachher auch die Löhne festgelegt — jedermann war „gesichert". Das System wurde dann ausgebaut zum Korporationenstaat. Das war in den Dreissiger-Jahren.

Es wurde dann im Norden und Süden immer straffer organisiert. Der Zwang wurde immer grösser, sozusagen militärisch — am Ende stand der grosse Krieg.

Die beiden Diktatoren sind verschwunden. Aber ihr Geist spukt noch herum — leider auch bei uns. Es ist der böse Hang zu reglementieren, zu uniformieren unter der verführerischen Devise: Ordnung in der Freiheit. Es ist aber auch der Irrglaube an Macht und Zwang, ohne die es im modernen „Industriestaat" nicht mehr gehen soll.

**Aber noch etwas anderes haben wir übernommen: Die tausend kleinen „Adölfli", deren Ideal es ist, möglichst viel befehlen und reglementieren zu können, alle „Lücken" in den Gesetzen, die für freie Betätigung und Initiative noch offen sind, zu schliessen und vollkommene „Ordnung" zu schaffen.**

Darüber sagte Dr. Emil Nietlispach, früher Präsident des Nationalrates und Präsident der nationalrätlichen Vollmachtenkommission, unlängst in einer Volksversammlung:

„... Im Laufe der Jahre ist aber aus dem Verbandswesen ein Verbandsunwesen geworden! Wie Pilze sind sie aus dem Boden geschossen und was politisch als besonders bedenklich sich auswirkte, das ist die Bureaukratisierung der Verbände, die Machtverlagerung von den Verbandsmitgliedern und deren Generalversammlung, ins Verbandssekretariat ..."

Derselbe angesehenste Politiker und heute Eidg. Versicherungsrichter zeigt uns mit nicht zu überbietender Schärfe, wohin der unglückliche Weg des Zwanges führt:

**„... Wann und wo ein Staat dem Volke gegen Entzug der Freiheit das Paradies versprach, hat er ihm letzten Endes die Hölle bereitet ..."**

Herr Dr. Nietlispach war vor wenigen Jahren noch Präsident der katholisch-konservativen Partei und ist daher gewiss kein Feind des Korporationen-Gedankens; aber er hat dessen Gefahr meisterlich umschrieben und zum Schweizer Volk jenes mutige Wort gesprochen.

Wer an die Freiheit glaubt und wem die zwangsjacke nach fremdem Muster ein Greuel ist, der hat am 5./6. Juli nur eine Antwort: **Wirtschaftsartikel Nein.**


**Die Klubhaus-Restaurants**
(früher Kursaal)
**für jedermann offen!**
Besichtigung der Lese- und Klubräume und des Saales jedermann gestattet. Leisten Sie sich einen Nachmittagstee auf der Klubhaus-Terrasse oder im eleganten französischen Restaurant. Die Preise und die Qualität des Essens — eine angenehme Ueberraschung für Sie.

Wenn Sie kalte Platten arrangieren wollen — ein fehles Nachtessen bei diesem heissen Wetter! — dann darf darauf Mayonnaise nicht fehlen:

**Mayonnaise punktfrei**
mit reinem Walnuß-Oel Glas 130 g 1.— + Depot

**Mayonnaise**
(Salat-Mayonnaise) 1 dl Oel-Coupon
Glas 150 g —.60 + Depot

**Für den frischen, grünen Salat**
aber auch zum Kochen und Backen:

**Oel**
**Walnuß-Oel, punktfrei**
das feine Oel aus den sehr fetthaltigen Walnüssen
1 Liter 5.50
Flasche 586 g = 6,37 dl = 3.50

**Speiseöl**
(Tafelspeise-Oel) nur mit Coupons erhältlich
Flasche 6 dl 1.85
Flasche 1 l 2.55

**Koch-Fette**
**Kokosnuss-Fett**
„Ceylona" Tafel 500 g 1.30

**Migros-Fett**
das gute Kochfett Tafel 500 g 1.50

**Süßfett**
mit 10% Buttergehalt Tafel 500 g 1.80

**Durststiller her!**
Tomato-Juice Dose 1.10
Orangen-Juice Dose 1.40